Rosalien

am 8 ten July

1824

.o. germ. 2013 g

Richter.

Poesie und Prosa

von

Karl du Pré.

Zum Besten der Wadzecks-Stiftung.

Berlin, 1823.
In Commission in der Maurerschen Buchhandlung
Poststraße Nr. 29.

Bayerische Staatsbibliothek München

4 159/4079

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Zueignung.

An meinen Vater.

Wenn mild umflossen von des Purpurs Schöne,
Das Sonnenbild im lichten Abend sinkt,
Und alle Farben, alle Lebenstöne,
In's Flammenreich zu sich hinüberwinkt: —
Dann fühlen wir, es sey ein dürftig Leben,
Das nicht von Licht und Farbenschmuck umgeben!

Doch ob auch Nacht das Gluthgestirn umhülle,
Das Heil'ge lebt im treuen Herzen fort;
Die Dankbarkeit erhöht ein freud'ger Wille,
Erinn'rung fesselt weder Zeit noch Ort,

Und strahlt die Gottheit auch entfernten Brü-
dern,
Sie lebt bei uns in Herzen und in Liedern!

Der Sonne Glanz, das Sinnbild alles
Schönen,
Er gleicht, o Vater, Deinem milden Blick,
Durch Dich beglückt geb' ich in meinen Tönen
Nur Deine Liebe, Deine Huld zurück!
Von Dir erweckt hab' ich mein Lied gesungen,
Doch schüchtern fragend: ob es mir gelungen?

Vorwort.

Der Inhalt der folgenden Blätter ist das Resultat der tiefsten Einsamkeit und des ernstesten Nachdenkens. Theilweise in verschiedenen Tagesblättern zerstreuet, biete ich den vollständigen Kranz dieser Geistes- und Herzens-Ergüsse meinen Zeitgenossen gegenwärtig mit dem herzlichen Wunsche dar,

daß er allen denen das Leben erheitern und befestigen möge, welchen der Ernst desselben als die einzige Mitgift des Himmels zu Theil wurde.

Berlin, im Mai 1823.

Karl du Pré.

Poesie.

Die Hand.

Von unsers Leibes Gliedern allen
Gebührt der Hand der erste Preis;
Sie schützt das zarte Kind bei'm Fallen,
Sie führt den lebensmüden Greis;
Dem Freunde reicht der Freund die Hand —
Die Hand nur knüpft der Liebe Band!

Trittst Du als Säugling in das Leben,
So naht sich freundlich Dir die Hand;
Noch eh' Du kamst, schuf sie durch Weben
Der Hülle künstliches Gewand,
Und zimmerte ein zierlich Bett
Zu ihres Lieblings Ruhestätt'.

Erwachsen führet sie im Leben
Dich in der Künste schönen Kreis;

O, sieh ihr segensreiches Streben,
Und ehre ihren treuen Fleiß!
Was auch des Menschen Geist erfand,
In's Leben tritt es — durch die Hand!

Ja, überall, mit reger Treue,
Vollzieht die Hand Dein Machtgebot;
Ob sich auch Tag und Nacht erneue —
Ihr Wirken hemmet nur der Tod,
Und selbst bei'm Uebergang zur Ruh'
Drückt Dir die Hand die Augen zu!

Die Wege des Wirkens.

Noch nie hast du, in den geweihten Stunden,
Mein keusches Lied, dem eiteln Wahn gehuldigt,
Doch da, wo ächte Größe du gefunden,
Mit Kraft getönt, ob Thoren dich beschuldigt;

So trag' auch jetzt auf deinen Flammen-Wellen
Was Himmelsgluth in dir auf's neu' entzündet,
Enthülle mir, was an den heil'gen Quellen
Des Helikon die Muse dir verkündet!

„Oft forsch' ich bang', sprach sie, in ird'schen Schachten
„Nach würd'gem Stoff, die Saiten zu beleben,
„Denn das, nach dem die Menschen thörricht trachten,
„Was groß sie nennen — es ist nicht mein Streben!

„Groß nennen sie den Würger ihrer Brüder,
„Der mit dem Schwert die schöne Welt verheeret,
„Und immer lauter tönen ihm die Lieder,
„Je rasender er Raub und Mord vermehret;

„Doch, wo der Menschheit heilige Asyle
„In grausem Schutt und öden Trümmern liegen: —
„Dort ist es nicht, wo bei geweihtem Spiele,
„Mein Genius die Himmel kann erfliegen;

„Es bleibt die Kraft, zu roher That verwendet,
„Nur frecher Mißbrauch jener Himmelsgabe;
„Glückselig der, bei dem der Wahnsinn endet,
„Und früher endet, als am stillen Grabe!

„Ward Heldenkraft Dir, Jüngling, hier beschieden —
„O, laß sie walten zu der Menschheit Seegen,

„Doch nie verscheuche sie den heil'gen Frieden,
„Stets wirke sie auf den erlaubten Wegen!

„Und diese Wege, sieh', es sind nur zweie,
„Doch seegenbringend, willst Du sie beschreiten:
„Den Einen triffst Du in des Wortes Weihe,
„Der And're lebt im Beispiel allen Zeiten!

„Nur Wort und thätig Beispiel, theure Brüder,
„Wenn Ewiges zum Ziele sie erwählen —
„Sie sind es, die auf strahlendem Gefieder
„Dem Flammenstrom der Wahrheit sich vermählen!

„Das fromme Wort — das ernste wie das milde —
„Es trifft den Menschen, wo er immer weilet;
„Ein edles Beispiel ehret selbst der Wilde,
„Wenn seinen Trotz der Himmelsstrahl ereilet!

„Und endet auch ein Frommer auf der Erde,
„Im feuchten Kerker, ja auf Blutgerüsten: —
„Das, was er schuf, durch sein allmächtig Werde,
„Es lebt und wirkt — ein Vorbild allen Christen!"

Die Sterne.

Wohl schmücken oft köstliche Sterne
Das menschliche Herz und Gewand,
Doch miss' ich die Sterne so gerne,
Weil eiteler Prunk sie erfand.

Ja, freundlicher weil' ich bei Sternen,
Die lieblich die Blumenflur beut,
Und welche aus heiligen Fernen
Der Vater der Liebe verleiht!

Doch, Blumen, auch Ihr seid nur Bilder
Der schnellen, vergänglichen Lust,
Und tröstet zu wenig, wenn wilder
Im Leben sich hebet die Brust!

Ihr Sterne allein nur dort oben,
Die heilig die Lippe jetzt nennt,
Nur Ihr habt das Herz mir erhoben,
Das Euere Größe erkennt;

Ihr kräftigt das irdische Leben,
Und sendet ihm Ruhe und Licht,
Und wißt das Gemüth zu erheben,
Wenn Stärkung und Trost ihm gebricht;

Ihr predigt in einfachen Weisen,
Daß jegliches Irdische flieht,
Und daß unser Leben nur Reisen
Zu Euch sei — nur dauernd dort blüht!

O, sendet mir freundliche Strahlen
Von Euerm erquickenden Licht,
Wenn, ferne von lärmenden Mahlen,
Der Stern meines Auges einst bricht!

Lebensbild.

Vertrauensvoll entfaltet sich die Knospe
Dem Morgenkusse milder Sonnenstrahlen,
Und es begrüßen süße Schmeichellüfte
Den jugendlichen Frühling ihres Lebens;

Doch ach der Mittag sendet seine Gluthen,
Und in den Kelch dringt die geschäft'ge Biene,
Es nagt der Schmetterling an ihrem Herzen,
Und sie erliegt dem Sturme der Gewalten!

So öffnet auch der Mensch, der jugendliche,
Sein glühend Herz den Freuden dieser Erde,
Und holde Träume, schöne Ideale
Umgaukeln ihn im Frühling seines Lebens;

Doch bald sieht er sich in des Kampfes Mitte,
Verheerend nahen ihm die Leidenschaften,
Und oft erliegt der Kämpfende dem Sturme,
Und wird der schnöden Wirklichkeit zum Raube.

Des Königs Heimkehr.

Die Funken sprüh'n, die stolzen Rosse schnauben,
Der König naht dem treuen, deutschen Heerd;
Was fromm die Herzen im Gebet und Glauben
Von Gott erfleht, Triumph! es ist gewährt.

Mit banger Sehnsucht zählten wir die Stunden,
Die Du, o Herr, auf welscher Flur durchlebt,
Und haben wir des Trostes Glück empfunden —
Es kam von Dir, der uns im Sohn umschwebt.

Ertönet rings, des Dankes frohe Lieder,
Erjauchzet laut, beglückte deutsche Gau'n!
Nicht alle kehren zu der Heimath wieder,
Aus Roms Gefilden, aus Verona's Au'n.

Doch Ihn, den Liebling höherer Gewalten,
Beschützte mild' ein gütiges Geschick,
Und herrlich wird es sich auch hier gestalten,
Was Großes schaute Sein gereifter Blick.

Ich seh' der Künste blüthenreiches Leben
Sich hehr entfalten zu der Menschheit Glück,
Und neu belebt läßt Preußens kühnes Streben
Athen und Rom bald hinter sich zurück!

Karl der Fünfte.

Als Karl der Fünfte Wittenberg errungen,
Begrüßte er des Tempels heil'ge Schwelle,
Und leises Flüstern tönt wie Meeres-Welle:
„Seht da den Held, der unsere Stadt bezwungen!“

Karl aber wandelt kaum im Heiligthume,
So hüllt die Stirn sich schnell in ernste Falten;
Denn von den Gräbern wird er festgehalten,
Wo Sachsens Fürsten ruh'n von ihrem Ruhme!

Und Schrecken lähmet aller Edeln Zungen,
Als fragend er auf Luthers Grab gedeutet;
Denn Niemand war zur Antwort vorbereitet,
Und schnelle Auskunft war hier nothgedrungen!

Da nahet Kranach endlich aus dem Kreise,
Erledigt wird des Kaisers rasche Frage;
„Wie, ruft er, dieser in dem Sarkophage,
Beerdiget nach Deutscher Fürsten Weise?!“

Und plötzlich dringet durch die dumpfe Stille
Die Stimme Alba's zu des Kaisers Ohren:
„Herr, längst hast Du dem Ketzer Haß geschworen,
Verbrenne jetzt des Feindes ird'sche Hülle!“

Doch Karl erwiedert schnell nach kurzem Sinnen:
„Ich führe keine Kriege mit den Todten,
Er ruhe sanft, wie es sein Gott geboten!“
Und sprach's und schied mit stillem Ernst von hinnen.

Die drei Alter.

Kühn fluthet der Strom in den Ufern dahin —
Ihn fesselt nicht Zeit und nicht Ort —
So woget des Jünglings begeisterter Sinn,
Fragt nicht nach dem schirmenden Port;
Sein Jubel durchtönet den paphischen Hain,
Und die Göttinn der Jugend kredenzt ihm den Wein!

Doch bald wird zu eng' ihm die heimische Flur,
Ein Heros, durchstürmt er die Welt,
Stark ist er und frei wie die große Natur,
An Kraft und an Tugend ein Held;
Gestählt ist sein Herz für den Kampf und den
Streit
Und es nahet die ernste, die prüfende Zeit!

Entfesselt ergießt sich der sengende Brand —
Der brausende Strom wird zum Bach —
Es lechzet die Flur, es verschmachtet das Land,
Kein Laut ist mehr rege und wach;
Und der Mittag des Lebens, er flammet heiß,
Und der Mann ringt mit Ernst und mit ehernem
Fleiß!

Es fliehet der Musen geheiligte Schaar
Hinweg von dem tobenden Streit,
Die Kränze — sie welken am Rosen-Altar —
Den Muth beugt die furchtbare Zeit,
Doch tröstend noch flüstert's im welkenden Grün:
„Nur dem ernstlichen Ringer wird See-
gen erblühn!"

Den Abend verkündet erquickendes Weh'n —
Ihn feiert des Dörfchens Geläut —
Und die Musen verlassen des Himmels Höh'n
Und forschen so bang' nach dem Streit —
Doch siehe! bald jauchzet die himmlische Schaar,
Denn der Lorbeer umkränzt des Geretteten Haar!

Nun führen den Greis im Triumph sie dahin,
Wo muthig den Kampf er bestand,
Und überall schaut sein erhelleter Sinn
Des Weltgeists allwaltende Hand;
Vertrauend beschließt er den rühmlichen Lauf
Und der lohnende Morgen, er gehet ihm auf!

Der Arme.

Der Arme allein ist der freieste Mann
Auf unserem irdischen Runde;
Der Milde gehört er, der Liebe an,
Und steht mit der Tugend im Bunde;
Dem Armen gehöret die weite Welt,
Und schützend umschirmt ihn das Hüttchen im Feld!

Was kümmert den Armen der morgende Tag —
Er ist ja für heute geborgen;
Ein kleines Stück Brot, ein Trunk aus dem Bach —
Das sind seine sämmtlichen Sorgen,
Und der gute Geist, den der Seraph preist —
Er hat ja den Armen noch immer gespeist!

Sein Röcklein empfängt er von gütiger Hand,
Begleitet von segnenden Blicken,
Und ist es auch drei-, ja vierfach gewandt —
Er nimmt es mit frohem Entzücken;
Denn wisset, das glanzlose, dürft'ge Kleid —
Es ist durch die Liebe zum Purpur geweiht!

So wandert er harmlos bergan und bergab
Und pflücket der Blumen sich viele,
Und winkt ihm dereinst sein friedliches Grab,
So ist ihm, als ging' es zum Spiele!
Vollbracht ist des irdischen Lebens Lauf,
Und er tritt nun als Zeuge des Wohlthuns auf.

Am Ersten Januar 1823.

In wärmern, heit'rern Zonen,
Bringt man dem jungen Jahr
Die schönsten Blumen-Kronen
Zum Freuden-Opfer dar!

Dann jauchzen Jubel-Reihen
Auf grüner Wiesenflur,
Und Flöten und Schallmeien
Verkünden seine Spur!

Was können wir ihm geben?
Erstarrt sind Hain und Flur,
Erschöpft ist alles Leben
Im Tempel der Natur!

Nur auf dem stillen Heerde,
In kindlich reiner Brust,
Entglüht auf unser Werde
Des Liedes Götterlust!

Es rauschen Feiertöne
In unser trunk'nes Ohr,
Und bis zur höchsten Schöne
Trägt uns sein Geist empor!

Verscheucht sind Gram und Sorgen
Und jedes Ungemach;
Ein frohes Lied am Morgen
Verbürgt den schönsten Tag!

Mög' dann auch heut' erklingen
Sein heit'rer Jubel-Chor,
Und bis zum Himmel dringen
Was sich das Herz erkor!

Ermunterung.

Wohlzuthun vergesset nie
Theu're Menschenbrüder;
Wirket Gutes spät und früh,
Schlagt die Härte nieder!

Reicht dem Armen gern die Hand,
In dem engen Leben,
Einst wird er im Lichtgewand
Segnend Euch umschweben!

Flüchtig ist die Spanne Zeit,
Die uns Gott verliehen,
War dem Wohlthun sie geweiht,
Wird sie nie ganz fliehen!

Schwingt auch fern vom Erdenjoch
Psyche einst die Flügel,
Kränzen Blumen-Opfer noch
Euern stillen Hügel!

Rüge.

Nicht im Taumel der Welt, im Schooße niederer Lüste,
Lernt der sterbliche Mensch ehren den Zweck seines Seyns;

Hier

Hier umstrickt ihn die Lust mit schnell verführenden Blicken,
Und im wilden Gedräng' findet er nirgends Sich Selbst;
Keck umgarnet ihn hier das nicht'ge Treiben der Menge,
Hingerissen vom Strom eilt er bewußtlos zum Ziel;
Angelanget am Port, erwacht in höh'ren Gefilden,
Frägt er träumenden Blicks: „Hab' ich denn wirklich gelebt?"
„Freilich hast Du gelebt, doch wie das Thier in der Wüste,
„Wie die Pflanze im Feld', oder die Mück' in der Luft,
„Nicht das kleinste Verdienst umgrünt Dein irdisches Leben,
„Thränend suchet Dein Blick nun die unsterbliche That.
„Sklave niederer Lust, verlorst Du frevelnd die Palme,
„Welche lohnend am Ziel stets die Bewährten erfreut!

„Ach! Dir lacht keine Frucht, von stiller Weis-
heit erzogen,
„Denn verträumt ist die Zeit, die Dir zum Säen
geschenkt;
„Gerne eiltest Du jetzt zurück zur blühenden Erde,
„Doch, der Körper ist Staub, der dort mit ihr
Dich verband;
„Trostlos trauerst Du nun, verfolgt von nagen-
der Reue,
„Und die Seligkeit selbst bannt dies Gefühl
nicht hinweg!
„Neide Bessere nicht! Auch Dir ward Freiheit
des Willens,
„Hätt' Dein trunk'nes Gemüth sie nur mit Treue
benutzt;
„Doch, Du flohest Dein Heil, verhöhntest fre-
velnd die Gottheit,
„Und verschmähtest den Pfad, den sie Dir liebe-
voll wies!
„Selbst des Unglückes Zwang, nicht konnt' sein
Ernst Dich bekehren,
„Murrend sträubtest Du Dich gegen die heilsame
Zucht,

„Hielt'st für schreckliche Schmach, was Dir zur
Rettung gesendet,
„Und beschimpftest die Hand, die sich Dir lie-
bend genaht!
„Nahmest sinnlichen Tand für Freuden höherer
Sphären,
„Lebtest knechtisch dem Leib, nicht dem unsterb-
lichen Geist;
„Rangst mit endloser Müh' nach schwerer Speise
des Midas,
„Dir zur dauernden Qual, lachenden Erben zur
Lust!
„Fühltest nimmer die Lust, der Brüder Leiden
zu mildern,
„Und nahmst thöricht als Lohn, was doch das
Glück nur bescheert;
„Armer, sterblicher Thor! der Erd' nur hast Du
gefröhnet,
„Ein Verlassener nun, weilst Du im seligen Raum!
„Sieh' die Weiseren dort, wie Alle ehrend sie
grüßen,
„Wie so herrlich der Gott redlichen Eifer belohnt!

„Ihnen ringe nun nach, und hemm' die weibli-
sche Klage,
„Was als Mensch Du versäumt, hole nun reu-
voll hier ein!"

Lebens-Ansicht.

Dem großen Weltgeist ähnlicher zu werden,
Hinan zu ringen zur Vollkommenheit —
Das ist der große Lebenszweck auf Erden,
Die sich're Bürgschaft höh'rer Seligkeit!

Durch Bildung der Vernunft erringst Du jene;
Die Mittel wähle prüfend Dein Verstand,
Denn fruchtlos strebst Du nach der höher'n Schöne,
Trennst Du von Wahrheit nicht den eiteln Tand!

Und ist Dir dieser schwere Sieg gelungen,
O dann veredle sonder Rast Dein Herz;
Hinan zum Gipfel, bis Du ihn errungen,
Glückseligkeit vergütet Kampf und Schmerz!

Von seines Gipfels lichtumstrahlter Höhe
Erwägt der Weise seiner Brüder Noth,
Mehrt ihre Wohlfahrt und bekämpft ihr Wehe,
Ja, Hohngelächter ist ihm selbst der Tod!

Ein leuchtend Vorbild zeiget er den Guten,
Mit hoher Lust der Wahrheit lichten Pfad,
Und selbst das Böse kann ihn nicht entmuthen,
Dient es zum Heile, nach der Gottheit Rath!

So blühet ihm der Himmel schon hienieden,
Für ihn giebt es kein Leiden, keinen Schmerz,
Kein Schicksal stört des Busens stillen Frieden,
Denn einig sind bei ihm Vernunft und Herz.

Nur wo ein solcher Kreis von Edlen weilet,
Dort und sonst nirgends ist mein Vaterland,
Da ist's, wo selbst die tiefste Wunde heilet,
Gepfleget von der Liebe zarten Hand!

Der Blumenfreund.

Herbei, herbei, Ihr holden, lieben Schönen,
Ihr Alle, deren Herz für Wahrheit brennt,
Ich zeige Euch, womit sich Helden krönen,
Und wie sich schüchtern zarte Liebe nennt!

Doch — schaut sie selbst, die süßen Himmelsboten,
Wie sie im Farbenschmelz voll Liebreiz blüh'n,
Und gleich der Trauer um geliebte Todten
Mit stiller Wehmuth Eure Brust durchglüh'n!

O, fühlt es ganz, wie sie im Unschulds-Schmucke
Im Element des Geistigen entsteh'n,
Und frei von Zwang und nieder'm Erdendrucke
In Euer Herz den Hauch des Friedens weh'n!

Seht diese Ros' — erzeugt vom Morgenstrahle —
Entfaltet sie ihr Feu'r, so mild gedämpft;

Warum ist sie die Königin im Thale?
Durch Dornen hat sie sich hindurch gekämpft!

Der Lorbeer dort entsproß aus Heldenblute,
Mit welchem Körner uns're Flur getränkt,
Als Gott der Herr die große Völker-Ruthe
In Dunkelheit und tiefe Schmach versenkt!

Hier prangt die Lilj' im lichten Silberglanze,
Den Kelch geformt zum festlichen Pokal,
Und Bienchen nah'n im schwesterlichen Tanze
Und feiern hier ein äther-reines Mahl!

So naht der Arme unserm reichen Kreise, —
Ihn lockt der Glanz im kerzenhellen Saal, —
Und freudig reichen wir ihm Trank und Speise
Und denken seiner bei dem Liebesmahl!

Dort blüht ein Veilchen! Sinnbild echter Tugend,
Uebt es im Stillen jede heil'ge Pflicht;
Zerstampft vom Fuß, geknickt von wilder Jugend,
Haucht es noch Balsam, wenn sein Auge bricht!

Wer zählt das Heer hellleuchtender Narzissen,
Vor deren Glanze wir in Lust vergehn,
Die sich so traut wie liebe Brüder küssen,
Und furchtlos bleiben bei des Sturmes Weh'n!

So trotztet Ihr, o meines Deutschlands Blüthen,
Als Ihr dem Zwingherrn keck entgegen zogt;
Noch seh' ich Euer ritterliches Wüthen,
Als Freiheit, Gott und Tugend Ihr erwogt!

Ach, unaussprechlich sind die Hochgefühle,
Die meine Blumenflur in mir erweckt,
Wenn ich in ihrem stillen Blüthenspiele
Den Sinn der Gottheit ahnungsvoll entdeckt!

Ja, Herr der Welten, schöne lichte Bilder
Umgeben uns in Zeit und Ewigkeit,
Und Keinem lacht das ernste Schicksal milder,
Als dem, der Dir und der Natur sich weiht!

Ländlicher Wirkungskreis.

Seht Ihr, o Freunde, jenes Dörfchen drüben?
Dort wirket fromm im Kreise seiner Lieben,
Ein Gottesmann und trägt im heil'gen Chor
Der Christen Wünsche ihrem Schöpfer vor,
Erfleht für sie des Himmels besten Segen
Und tröstet sie auf ihren Prüfungswegen;
Durch ihn gestärket, dulden sie aufs neue,
Und nur durch ihn erhält die Liebe Weihe,
Die Tugend, lehrt er, soll man innig lieben,
Und sich schon früh in guten Werken üben;
Er pflegt des Kranken sonder alle Habe,
Reicht ihm die Rechte, scheidet nur am Grabe!
Kein Eigennutz beherrscht des Edlen Seele;
Er liebt den Sünder, haßt des Sünders Fehle!
In seinem frommen, heiligen Beruf
Entflieht kein Tag, wo er nicht Gutes schuf;
Treu seinem Amt, geehret von den Seinen,
Versammelt er die Großen wie die Kleinen
Im dunkeln Schatten jener alten Linden,
Und hier kann auch der Aermste Hülfe finden!

Kein Trauerzug entgehet seinem Blick,
Kein Leidender kehrt ohne Trost zurück;
Hier bannet er der Uebel zahllos Heer,
Und selbst der Tod hat keine Schrecken mehr!
Fürwahr, ein hehrer, göttlicher Beruf,
Zu welchem ihn die Vorsehung erschuf!
Ha! Gegen ihn ist Roma's kühnster Held
Ein armer Mann, beherrscht' er gleich die Welt!

Doch nicht allein wirkt er in jenem Kreise,
Ihm ward ein Helfer auf des Lebens Reise;
Es ist des Dörfchens wohlverdienter Lehrer,
Die Furcht macht ihn zum Fürsten seiner Hörer;
Doch schaut ihn selbst, seht seine Zuversicht,
Wenn in der Kirche, wenn im Schulgericht
Die reine Stimm' wie Glockenton erklinget,
Den Starrkopf selbst zur weisen Ordnung zwinget.
Er ist geübt im Lesen, Rechnen, Schreiben,
Weiß, wenn die Wolken ein Gewitter treiben,
Kann Euch zur Kenntniß des Kalenders führen,
Und konnte früher mensa decliniren!
Die Jugend glaubt, das sieht ihr Jeder an,

Ihr Kantor sey ein grundgelehrter Mann;
Doch ach! er schreckt zuweilen sie durch Schmerzen—
Denn Wissenschaft liegt ihm zu sehr am Herzen;
Das Runzeln seiner Stirn, ein einz'ger Blick
Verkündigt schnell den Kindern ihr Geschick;
Nach seinem Willen trennen sich die Glieder,
Nach seinem Winken fügen sie sich wieder;
Lacht er — so jauchzt die kleine muntre Schaar —
Ein ernster Blick—und schnell sträubt sich das Haar;
Er schmeichelt, drohet, strafet und vergiebt,
Und weiß sogar, was draußen sich begiebt,
Denn wißt, ein Vöglein bringt es ihm sofort zu Ohr;
Den Schläfer schrecket er durch einen Hieb empor,
Den Trägen ziert des Langohrs Konterfei,
Dem Schwätzer droht des Carzers Tyrannei,
Und wehe dem, wann er zur Seite schielte,
Der mit dem Brot nach fremdem Antlitz zielte,
Nicht ferne ruht das Kind der grünen Haide —
Ein schlankes Reis — die unbarmherz'ge Weide!

So wirken Beide in des Dörfchens Mitte,
Und Segen folgt fast jedem ihrer Schritte,

In ihren Früchten lacht der Menschheit Freude,
Doch oft vergißt die Undankbare Beide!

Festgesang.

Melodie: Bekränzt mit Laub ꝛc.

Ergreift den Kelch am Vaterlands-Altare,
Mit deutschem Wein gefüllt, :,:
Damit die Welt, der fernste Stern erfahre,
Was unsern Busen schwillt! :,:

Wir feiern heut' ein Fest der Lieb' und Treue,
Wie wir es nimmer sah'n, :,:
Ob sich auch Jahr und Tag und Nacht erneue —
So kann's nur Einmal nah'n! :,:

Fünf Lustra sind's, seit unter Friedrichs Krone
Uns Heil und Segen blüh'n; :,:
Daß Redlichkeit und Tugend sicher wohne,
Hat Ihn uns Gott verlieh'n! :,:

Zwar weilt Er jetzt, wo einst der Vorzeit Frieden
Horaz und Titus sah: — :,:
Doch ob Es auch durch Raum und Zeit geschieden —
Stets bleibt das Heil'ge nah'! :,:

Daß Seinem Volk' ein tröstend Pfand verbliebe,
Ließ Er uns Seinen Sohn, — :,:
Louisens Sohn, den Erben uns'rer Liebe,
Verwais't ist nie Sein Thron! :,:

Es welken schnell des Lorbeers lichte Kronen,
Da, wo die Menschheit weint, :,:
Doch stets wird Ruhm bei jener Größe wohnen,
Die Kraft mit Liebe eint! :,:

Aus solchem Bund entsprossen stets die Helden,
Die Preußens Thron geschmückt; :,:
Entflamme, Lied! Du sollst dem Enkel melden,
Wie sehr Sie uns beglückt! :,:

Dem König sey aus biederm, deutschem Herzen
Ein donnernd Hoch gebracht! :,:

Er führte uns, so treu wie Himmelskerzen,
Durch Sturm und Graun und Nacht! :,:

Drum sey das Ziel, das höchste unsers Strebens,
Des Königs werth zu seyn; :,:
Dem Edlen stets, bis zu dem Schluß des Lebens,
Den Zoll des Dank's zu weih'n! :,:

Am dritten August 1822.

Jauchzt! Preußen jauchzt! Des besten Königs Fest,
Der Erstling Seiner Tage kehret wieder;
Von frommen Hymnen tönen Ost und West,
Stimmt ein in Dank- und Jubel-Lieder!

Heil uns, Er lebet, freuet sich zu seyn
Und fühlet ganz des Thrones Glück, kein Kummer
Stört Seiner Tage heiter'n Sonnenschein
Und Seiner Nächte leichten Schlummer!

Der hehre Glanz, der Seinen Thron umhüllt,
Verscheuchet nicht des Hauses süße Freuden,
Und wenn den Blick die Vaterthräne füllt,
Darf Er nicht Glückliche beneiden!

Zwar ließ die Morgenröthe Seiner Zeit,
Ihn wärmern Glanz für Seinen Mittag hoffen;
Kein Sehermund verkündete das Leid,
Das späterhin Sein Haupt getroffen;

Doch, Dank der Hand! die aus des Kampfes Schooß
Ihn Seinem Volk, dem treuen, wieder schenkte,
Ihm sicherte der später'n Tage Loos
Und Böses so zum Guten lenkte!

Ja, Du, der Ihn so glücklich werden ließ,
So starken Trost in Seinen Becher mischte,
Und wenn der Muth uns Alle schon verließ,
Mit höher'm Trost Sein Herz erfrischte;

Laß unſ'rer fried= und ſegenreichen Zeit,
Auch Seiner Tage künft'ge Hälfte gleichen,
Laß unſern Stolz, laß unſ're Seligkeit
Mit unſer'm Friedrich nie entweichen!

Ja, ſpät erſt lenke, wenn Sein Vorhang fällt,
Zu Deinen Himmeln Seines Lebens Nachen,
Und laß nach wohl beſtand'nem Kampf der Welt
Ihn froh in Deinem Schooß erwachen!

Der Herbſt.

Die Blätter welken — mit zufried'nen Blicken
Enteilt der Herbſt zur ſtillen Ruheſtätte,
Um nach des Jahrs erquickend=ſüßem Schlummer
Verjüngt zu wirken!

Er ſcheidet ſegnend — reiche Garben füllen
Des frohen Landmanns laubumkränzte Scheune,
Es ſchwelgt das Herz und mit gerührten Blicken
Dankt es nach oben!

Sieh' hier das Leben! Heil Dir, wenn Dein
Wirken
Dem Herbste gleicht am Abend Deiner Tage,
Und wenn die Saat, die Du auf Erden streutest,
Der Menschheit frommte!

Du gehst von hinnen — doch gleich Immor-
tellen
Grünt Deine That auf mütterlichem Boden!
Dein Schlaf ist süß, denn was Du liebend sä'test
Umblüht den Hügel!

Die Sendung.

(An eine genesende Freundinn.)

Mich barg das Dunkel eines kühlen Hains,
Und süßer Schlummer lösete die Glieder,
Entfallen war der räuberischen Hand
Der schöne Kranz von deutungsvollen Blumen,
Den sie der Mutterflur erst jüngst entwendet,
Um opfernd ihn der Freundinn darzubringen: —

Da öffnete sich meinem innern Sinn
Der Zukunft heil'ge, nie berührte Pforte,
Es lösete sich magisch jeder Zauber,
Der wachend mir die Sinne fesseln mogte,
Das Buch des Schicksals sah' ich vor mir offen,
Und mich entzückten diese Engels-Worte:
„Erhört hat Zeus der Freunde frommes Flehen,
„Gewogen ist der Liebe treuer Sinn;
„Die Freundinn ziere ferner eure Mitte
„Und heitere des Lebens ernste Tage;
„Doch wandle Ihr Hygea stets zur Seite
„Und froher Sinn bekränze ihren Pfad,
„Damit der Guten, die des Himmels würdig,
„Auch nicht zu schwer die neue Prüfung falle!
„Du aber, dem das Schicksal jetzt vergönnet,
„Das zu ergründen, was vor Dir noch Keiner —
„Eil' schnell hinweg, um in dem Kreis der Freunde
„Ihr diesen Rathschluß treulich zu verkünden!"

Da träufelte ein kühler Morgenthau
Auf Deines Freundes träumend-waches Auge,

Die Sonne stieg im Osten flammend auf,
Als wollte sie das Traumgesicht bekräft'gen;
Ich aber hob mich rasch vom Blumenbett,
Griff nach dem Kranze, der im Thaue perlte,
Und flog zu Dir, die Sendung zu erfüllen!

Der Luftschiffer.

Dem Jupiter zum Hohn
Im Aether sich zu wiegen,
Versuchte Mancher schon; —
Gefährliches Vergnügen!
Nie wird ein Erden-Sohn
Die Himmel je erfliegen!
Die Erde bleibt allein
Des Menschen Element,
Das Wasser wirft ihn aus,
Das tück'sche Feuer brennt,
Und wagt er sich nun gar
In höh're Aether-Lüfte,
So wird der Menschen-Aar

Ein Kandidat der Grüfte!
Oft faßt den kecken Gast
Ein Luftgeist bei'm Genicke
Und schleudert sonder Rast
Zur Heimath ihn zurücke!
So ging es jüngst dem Mann,
Den dieses Lied Euch nennet,
Dem guten Lobesan,
Den jedes Kind fast kennet;
Er hatte — selt'ner Fleiß —
Zwei Flügel fabriziret,
Und manche kleine Reis'
In freier Luft vollführet;
Anfangs vom Hügel nur,
Darauf, von einer Leiter,
Und immer sah die Flur
Ihn unverletzt und heiter.
Allein jetzt fällt's ihm ein,
Den Stadtthurm zu ersteigen
Und wie ein Vögelein
Dem Volke sich zu zeigen.
Der Ruf tönt durch die Stadt

Und kaum ist er verhallt,
So eilt, was Füße hat,
Zur selt'nen Luftgestalt;
Zum Thurm blickt Jedermann
Wie Israel zum Kalb,
Und schnell hat Lobesan
Die Flügel angeschnallt;
Er blicket auf das Volk
Mit ächtem Römersinn,
Und giebt gleich einer Wolk'
Sich keck den Lüften hin!
Laut jauchzt die Menge auf —
Doch seht, der arme Wicht,
Verliert in seinem Lauf
Das nöth'ge Gleichgewicht;
Er stürzt mit Windes-Eile,
Und bricht, — denkt Euch die Pein! —
Nach einer kleinen Weile,
Sein liebes, rechtes Bein! —
„Der arme Lobesan!"
So ruft bestürzt die Menge,
Und trägt den Ehren-Mann

Hinweg aus dem Gedränge;
Doch unser Lobesan
Beruhigt seine Freunde,
Er bleibt im Unglück Mann,
Und spricht zu der Gemeinde:
„Zwar bin ich heut besiegt,
„Doch ohne meine Schuld;
„Ich weiß, woran es liegt,
„Habt, Leutchen, nur Geduld!
„Zu einer andern Zeit,
„Wird mir's gewiß gelingen,
„Mit voller Sicherheit
„Mich in die Luft zu schwingen!
„Steig' ich dereinst empor,
„Vertrau' ich sicher'n Kräften,
„Und werd' am Hinterthor
„Ein Schwänzchen noch anheften!"

Lob der Kochkunst.

Es glänzen Viele im Gebiet der Künste,
Und in der Wissenschaften ernstem Kreis,

Und jeder neue Tag wird zum Gewinnste,
Und Ruhm und Achtung sind der schöne Preis!

Doch einer Kunst gebührt mit Recht vor allen
Der Erdenpilger tiefgefühlter Dank;
Ihr möge heut' ein Feierlied erschallen,
Wie noch kein Lied zu ihrem Ruhme klang!

Sie reicht dem Kranken ihre starke Rechte,
Vollendet, was des Arztes Kunst begann,
Wird Retterin dem menschlichen Geschlechte,
Wo kalter Schweiß schon von der Stirne rann!

In ihrem Tempel findet der Gesunde
Für Lebensmühen stärkenden Ersatz;
Mit Wonne führt er ihr Produkt zum Munde,
Die Kochkunst bleibt ja doch der treuste Schatz!

Doch, soll sie blüh'n, verlangt sie Priesterinnen,
Die Opferschaale dampft nur auf Geheiß, —
Und deshalb töne auch den Künstlerinnen,
Den holden Frauen unser lauter Preis!

Der Fuchs und die Büste.

(Fabel, nach dem Französischen.)

Die Menschen dieser Welt sind oft Theater-
Helden,
Die mit groteskem Pomp dem Haufen sich an-
melden;
Doch nur den Esel täuscht der äußerliche Schein,
Den schlauen, klugen Fuchs kann Wahrheit nur
erfreu'n;
Er prüfet überall, läßt sich vom Schein nicht irren,
Kein äuß'rer Glanz vermag sein Urtheil zu ver-
wirren,
Und schwelgt ein Mensch zu arg im Schooße
nied'rer Lüste,
Vergleicht er ihn sofort mit jener Heldenbüste!
Ihr forscht, wie's damit sey, und fragt mit
raschen Zungen
Nach Reineckens Kritik und seinen Aeußerungen;
Er sprach: „Welch' köstlich Bild! Wie groß, wie
schön gedacht!

„Mit welcher Kunst geformt, mit welchem Fleiß gemacht!
„Allein, setzt' er hinzu, was nützt die hohe Stirn,
„Umschließt sie doch nur Luft, kein menschliches Gehirn!“

Theodor Körner.

Mit frommer Glut hingst Du der Wahrheit an,
Ihr weih'te sich Dein Geist in heil'gen Nächten,
Ihr wolltest Du den Stralenkranz erfechten,
Nur sie entflammte Dich zur Heldenbahn!

Und weihend stürmte Dein Gesang voran,
Begleitet von dem Schwert in treuer Rechten;
Zerschmettert fallen rings umher die Schlechten,
Dein Freiheitsglaube war kein schnöder Wahn!

Doch, auch Dein keusches, edles Bardenblut,
Benetzt die freie, mütterliche Erde;
Voll Hochsinn opferst Du des Lebens Gut,
Daß deinen Brüdern eine Heimath werde!

Umsonst ruft Dich des Jünglings Feuerblick,
Vergebens traur't der Jungfrau Schmerz-Geberde;
Kein heißes Fleh'n bringt Deinen Geist zurück,
Dich lohnt der Himmel nur, nicht unsre Erde!

Kerkerlied.

(Mel. Im Bache des Lebens ach fließen rc. Concertparthie von Naumann.)

In diesem beengenden Kerker,
Von Menschen für Menschen erbaut,
Da drücket der Kummer weit stärker,
Zum Klaglied wird jeglicher Laut;
Doch ernster Beschäftigung weichet,
Des Lebens erdrückender Traum,
Ihr mächtiger Zauber verscheuchet
Die Sorge in jeglichem Raum!

Sie reicht uns die tröstende Rechte,
Wenn Freundschaft und Liebe uns flieh'n,
Entwaffnet die zürnenden Mächte,
Läßt Rosen aus Dornen erblüh'n;

An ihrem erwärmenden Busen,
Verlacht man die Stürme der Zeit;
Den Liebling der himmlischen Musen
Entnervt weder Sorge noch Leid!

Ja, ohne Beschäftigung wäre,
Unsterblichkeit selber kein Glück!
Doch weichet die Göttliche, Hehre
Vor menschlichen Freveln zurück;
D'rum fesselt mit schuldlosem Herzen
Der Göttinn beglückende Spur,
Und zündet ihr flammende Kerzen
Im Heiligthum eu'rer Natur!

Herrschergröße.

Was rennt das Volk, was breitet sich die Masse
Hin zum Pallast, und gafft dort in der Gasse?
Ein Schmähgedicht ist's, das die Menge liest
Und dessen Gegenstand Du, Friedrich, bist!

Schon tönt das freche Lied in jedem Munde,
Da eilt die Treu' und bringt dem Herrscher Kunde.
Der Weise forscht, wie sich der Held benahm,
Der ganz Europa in die Schule nahm:
Schoß er auf's Volk, ein wüthender Tyrann?
That er die Frevler nicht sofort in Bann?
Ließ er sie nicht durch's Bajonet verjagen?
Sandt' er nicht Schergen aus, sein Volk zu plagen?
Von Allem that jetzt Nichts der große Mann,
Der auf der Trommel über Schlachten sann!
So hoch der Himmel über Donnerkeilen,
So hoch stand Friedrich über Scribler-Pfeilen!
„Ich will, sprach er, daß man der Gaffer-Menge,
„Drei Ellen tiefer noch die Schmähschrift hänge!"

Friedrich der Zweite.

Bei'm König ward ein Bürger angeklagt,
Daß frevelhaft er Treu und Pflicht gebrochen,

Die Gottheit selbst zu lästern frech gewagt,
Und Hohn dem Herrscher und dem Rath gesprochen!
Mit Strenge trug der Richter darauf an
Die Gottheit und die Majestät zu rächen,
Den Frevler zu belegen mit dem Bann
Und das Anathema dem Schalk zu sprechen:
Doch Friedrich blickt' vom Throne himmelan
Und wog als Christ des Schuldigen Verbrechen;
„Nicht ziemt's, sprach er, dem Fürsten, nicht dem Mann
„Den Stab der Rache über ihn zu brechen! —
„Daß er den Schöpfer frevelhaft gehöhnt,
„Ist ein Beweis, wie wenig er ihn kennet,
„Mich griff er an — ich bin mit ihm versöhnt;
„Doch, daß er gegen Euch — den Rath — entbrennet,
„Dafür soll er, ein warnend Beispiel Andern,
„Ein halbes Stündlein stracks nach Spandau wandern!"

Der Wechsel.

Schmücket den Aether
Blaues Gewand: —
Dann ist die Erde
Seliges Land!

Himmlisch erscheinet
Dann die Natur,
Göttlich Entzücken
Füllet die Flur!

Lächelnd erscheinen
Wahrheit und Pflicht,
Finstere Sorgen
Necken uns nicht!

Doch, wenn hienieden
Stürme uns droh'n:
Ha! dann erzittern
Hütte und Thron!

Schrecken durchirret
Dann die Natur;
Trauernd verstummen
Haine und Flur!

Finster erscheinen
Wahrheit und Pflicht,
Düstere Sorgen
Laßen uns nicht!

Glücklich zu preisen
Sind wir allein,
Nützen wir weislich
Freuden und Pein;

Denn oft im Leben
Decket die Nacht,
Finster des Himmels
Purpurne Pracht!

Am Weihnachtsmorgen.

Willkommen! Fest der reinsten Freude,
Das heut' von neuem wiederkehrt,
Das frommen Menschen Herzensweide,
Und guten Kindern Lust gewährt;

Kein äuß'rer Zwang hat dich gegründet,
Dich schuf kein eh'rnes Machtgebot, —
Die Liebe selbst hat dich entzündet
Zum Rettungsdank von Sünd' und Tod!

Denn in dem ersten Deiner Jahre,
Ward Rettung uns vom Himmelszelt,
Es schwand das Grauen vor der Bahre,
Ein Christus trat in uns're Welt!

Da stiftete dich frommer Wille
Und hoher, kindlich reiner Sinn,
So blickest du in hehrer Stille
Auf jeden Lebenswechsel hin!

Sey uns auch heut' ein freudig Zeichen,
Daß uns der Himmel nie verläßt,
Daß seine Gnade ohne gleichen,
Daß seine Treue felsenfest;

Und präg', so oft du kehrst auf Erden,
Präg' uns auch heut' die Wahrheit ein:
Daß wir nur wahrhaft glücklich werden,
Wenn wir uns Christi Lehren weih'n!

Nachruf an Schulze.

(Johann Friedrich Adolph Schulze, Ober-Diakonus der Ulrichs-Parochie zu Halle an der Saale — ein Mann, geschmückt mit den seltensten Vorzügen des Kopfes und des Herzens, verließ unsere Erde am 5. Junius 1813, betrauert von seinen Freunden und von allen denen, welche Talente und Tugenden zu schätzen wissen. Möge das folgende Gedicht einen, wenn auch nur schwachen, Stützpunkt liebender Erinnerung an den Entschlafenen bilden!)

So schied'st auch Du aus Deiner Lieben Mitte,
Und schwangst zum Welten-Richter Dich empor;
Verhallte unerhört der Freunde Bitte,
Ertönte fruchtlos ihrer Klage Chor?

Verwaiset ist der Altar, wo Du lehrtest,
Der Tempel trauert, seines Schmucks beraubt;
Ein Frommer war's, den Du im Wirken störtest,
Ein kräft'ger Baum ist, Tod, durch Dich entlaubt!

Du hörtest kalt der Gattin heißes Flehen,
Dich rührte nicht der Freunde tiefer Schmerz;
Die Sens' erklang, es war um Ihn geschehen
Und es erbebt' der Freunde blutend Herz!

Doch nicht allein trifft uns des Schicksals Toben,
Ach! härter ist des Armen, Kranken Loos!
Gesandt war Schulz, ein Tröster ihm von oben
Und Thränen netzen nun des Trösters Moos!

Die schwersten Pflichten hat Er treu geübet
Und folgen werden Seine Werke Ihm,
Denn wer hienieden seine Brüder liebet,
Den lieben Cherubim und Seraphim!

Kein Marmor deckt des Edlen ird'sche Hülle, —
Die schönste Schrift vertilgt der Zahn der Zeit —
Sein Name lebt in unser's Herzens Fülle,
Denn hier löscht ihn selbst keine Ewigkeit!

Lob der Freundschaft.

Ewig steht die Freundschaft fest,
Ob auch Stürme toben;
Labt, wie Blüthenhauch und West,
Stammt vom Vater oben!

Freundschaft führt die Jubel-Reih'n
In dem Erdenthale,
Freundschaft spendet dir den Wein
Aus umkränzter Schaale!

Freundschaft reichet dir die Hand,
Auf umdornten Wegen;
Wo sie weilt, ist Himmelsland
Wo sie wohnt, wohnt Segen!

Thoren giebt's zwar weit und breit,
Fast in allen Zonen,
Die, im Eremitenkleid,
Wald und Fels bewohnen: —

Aber nicht in öder Fern'
Blüht das Glück der Geister;
Reihet sich nicht Stern an Stern?
Freundschaft liebt der Meister!

Rausche dann, mein Hochgesang,
Durch des Aethers Hallen
Und laß unter Sphärenklang
Ihr ein Weihlied schallen!

Lob der Stärke.

Der Starke nur ist des Geschickes Meister,
Und trotzt voll Kühnheit jedem Erdensturm;
Der Schwächling gleicht im großen Reich der Geister
Dem leicht zertret'nen Nachtgeschöpf, dem Wurm!

Ha! dreimal selig, wer in frühen Jahren,
Im Prüfungssturm die Stärke nicht verlor!
Er wird sich stets im Schicksals-Kampf bewahren,
Selbst wenn sich Alles gegen ihn verschwor!

Frei schreitet er durch das bestürmte Leben,
Wenn neben ihm der Sclave knechtisch zagt,
Und unter Angst und unter stetem Beben,
Dem Kampfe feig' sich zu entziehen wagt!

Der Starke nur erringt des Sieges Palme,
Die lohnend ihm am Ziel entgegenglänzt,
Ihm lacht die Muse, wenn im heil'gen Psalme
Mit Lorbeer sie die Sieger-Stirn ihm kränzt!

Am Schlusse des Erdenlebens.

Sei mir gegrüßt, o Tag, der still zum Jenseits
mich führet,
Heiter blicke ich Dir, freudig in's ernste Gesicht!

Wie im Feuer sich Gold, im Unglück Tugend bewähret,
So, mein Herr und mein Gott, steh' ich geläutert vor Dir!
Keine niedere That entweiht mein irdisches Leben,
Immer blieb ich, o Herr, innerer Würd' mir bewußt!
Was ich menschlich gefehlt, das wirst Du, Vater, nicht ahnden,
Denn Du richtest mit Huld selbst die gesetzlose That;
Du nur kennest das Herz, Du wägst die Gründe des Wirkens,
Und der Wille gilt Dir gleich der geschehenen That;
Richte, schonenden Blicks, o Herr mein irdisches Leben
Und mit himmlischer Mild' ord'ne mein künftiges Loos!

An einen Lehrer-Jubilar.

Es führt die Zeit auf ihren leichten Schwingen,
Ein hohes Fest Dir heute mild herbei,
Doch wer vermag es würdig zu besingen,
Und wen ergreift dabei nicht heil'ge Scheu?
Wer zählt die Thaten, die in funfzig Jahren,
Geliebtester, die Welt von Dir erfahren!? —

Blick' ich zurück auf diesen Kranz von Jahren,
Der Dir so schön die Greisen-Locke schmückt;
Seh' ich, umringt von Deines Hauses Laren,
Dich, Theuerster, gefeiert und beglückt: —
Dann fühl' ich tief, mir sagt's ein heilig Beben,
Es sey ein Großes um ein *solches* Leben!

Denn, wie den Wand'rer in des Haines Schatten,
Ein Frühlingshauch erlabet und erquickt,
Und wie die Blume auf umgrünten Matten
Des Pilgers Auge anmuthvoll entzückt: —
So streutest Du der Kraft und Freude Saamen
In alle Herzen, welche zu Dir kamen!

Groß ist die Zahl, die Du durch heil'ge Lehren,
Zum Tugendpfad mit Ernst und Kraft geführt,
Du sannest stets ihr wahres Heil zu mehren,
Und zeigtest fromm, was gute Menschen ziert,
Du warst ein Vorbild auf des Lebens Reise
Und schuf'st aus Thoren — tugendhafte Weise!

Es jauchzt beglückt der Enkel Dir entgegen,
Der Söhne Schaar umringet Dich mit Lust,
Dir danken Töchter ihres Hauses Segen,
Und jubeln Dir aus freuderfüllter Brust!
Wohin auch nur mein trunk'nes Aug' sich wendet
Erblickt es Segen, den Dir Gott gespendet!

Das ist der Lohn des Frommen auf der Erde,
Der Dir vor Allen, theu'rer Greis, gebührt,
Und der auch mich, entfernt von Deinem Heerde,
Mit hoher Lust erfüllet und gerührt!
Es huldigt Dir mein Lied aus weiter Ferne
Und trägt Dein Lob bis zu dem höchsten Sterne!

Noch lange weile, stets umringt von Freuden,
Dein theu'rer Geist auf unser'm ird'schen Raum,
Und mußt Du einst von Deinen Lieben scheiden
Und schließet sich des Lebens schöner Traum:
Dann, frommer Greis, empfang' vor Gottes
Throne,
Den Palmenkranz zum wohl verdienten Lohne!

Jugendfreuden.

Rosentage meiner Himmels-Jugend,
Kehrt noch einmal meinem Geist zurück,
Reich war't ihr an Einfalt und an Tugend,
Reich an echtem, wahrem Menschenglück!

Ha, wie selig fühlte sich der Knabe
In der Liebe treuem Mutterschooß,
Wie war ihm auch selbst die kleinste Gabe
So gewählt, so herrlich und so groß!

Engel scheuchen Gram und trübe Sorgen
Von der Unschuld heil'gem Paradies,
Neue Wonnen bringt der neue Morgen,
Und des Knaben Schlummer ist so süß!

Sagt, was gilt ihm aller Glanz der Erde,
Wenn Papa den Stock als Goldfuchs schenkt; —
Welcher Araber gleicht dann dem Pferde,
Das der Knab' im wilden Taumel lenkt?

Oder wenn mit schlau gehob'nen Füßen
Er den Schmetterling, den Flüchtling, greift,
Und vor Lust nach diesen gold'nen Vließen
Hain und Wiese, Thal und Höh' durchstreift?

Oder wenn des Waldes Laubgesäusel
Seine Stirn im Jägerspiele kühlt,
Und der Glückliche mit Ball und Kreisel,
Ja sogar mit wilden Drachen spielt?

Oder wenn im leichten Flügelkleide,
Er hinaus zum nahen Dörfchen eilt,
Und nun dort auf schöner, grüner Weide,
Bald bei Blumen, bald bei Heerden weilt?

Oder wenn des Gartens reicher Segen
Treue Pflege treu und dankbar lohnt,
Und er keck auf steilen Sprossenwegen,
Dorthin steigt, wo Kirsch' und Apfel thront?

Oder wenn des Christfest's heil'ge Habe
Seinen Blick und seinen Sinn besticht,
Und des Taxus Hesperiden-Gabe,
Fast vor Lust das kleine Herz ihm bricht?

Oder wenn gleich mächt'gen Potentaten,
Thatendrang in seiner Brust entglüht,
Und er nun mit bleiernen Soldaten,
Ohne Blei zu Kampf und Siegen zieht?

Oder, wenn zur hohen Lust des Knaben,
Sich das Land mit Schnee und Eis bedeckt,
Und die Wiese, ja der kleinste Graben,
Schlittschuhlust und Schlitten-Jubel weckt?

Sagt, o sagt, was gleichet diesen Freuden,
Die der Knab' so schuldlos rein genießt,
Daß selbst Männer ihn darum beneiden,
Und ihr Blick in Sehnsucht überfließt!

Rosentage, kindlich schöner Jugend,
Kehrt noch einmal meinem Geist zurück,
Reich war't ihr an Einfalt und an Tugend,
Reich an stillem, aber wahrem Glück!

That und Lehre.

Wenn in der Musen glanzumstrahltem Kreise
Der Sänger uns zu hoher That entflammt,
Wenn seines Liedes hehre Götterweise
Mit dem befreundet, was vom Himmel stammt: —
Dann glänzt die Thrän' in dankerfüllten Blicken —
Dem Sänger huld'gen Achtung und Entzücken!

Doch wenn der ernste Will' der heil'gen Lehre,
Der ewig wahren, Form und Leben schenkt:
Dann erst erschließt sich jene lichte Sphäre
In der die Tugend ihren Preis empfängt;
Den Reiz zum Wirken kann der Sänger geben,
Doch edler Sinn spricht durch die That im Leben!

D'rum Heil dem Manne, der das Wahre, Gute,
Nicht blos in stillen, schönen Worten liebt,
Nein, der mit weisem Sinn und Jünglings-Muthe
Das Große stets und auch das Heil'ge übt;
Ihn preist mein Lied — Ihm reiche ich die Rechte,
Er ist der Liebling hehrer Himmels-Mächte!

An das Pfeifenrohr.

Du, aus Erdreich geformt, künstliches Pfeifenrohr,
Mit dem Gewand' geschmückt, welches die Unschuld trägt,
Dieses Lied sei Dir heilig,
Das aus getröstetem Herzen fließt,

Und bestimmt ist, den Dank einer beseelten Brust
Laut zu künden; o hört, Raucher in Ost und West,
Was der entglüheten Lipp',
Was dem begeisterten Mund entflieht!

Du verscheuchest die Sorg', die oft am Pfade
lauscht,
Du hauchst selige Ruh' in das empörte Herz,
Flößest Frieden der Götter
Schmerzlich ergriffenen Seelen ein!

Kindlich ehren Dich noch ferne Jahrhunderte,
Rühmen und preisen Dich — preisen Dich selbst
noch dann,
Wenn auch mein dankbares Lied,
Wenn auch der Mund, der Dich küsset, schweigt.

Glaube, Hoffnung, Liebe.

Wenn Gott im rollenden Donner spricht,
Die Säulen der Erde erbeben —
Dann leuchtet der Glaube — ein flammend Licht,
Und hellt das umnachtete Leben;
Und hin durch den Sturm und durch Graus und
durch Tod,
Winkt tröstend die Heimath im Morgenroth!

Erliegt der Trauer dein fühlend Herz,
Dann mahnet die Hoffnung: zu harren;
Sie mildert den wildesten Erdenschmerz,
Doch macht sie den Weltling zum Narren;
Sie ermuthigt den Pilger zum irdischen Lauf,
Und die Sehnsucht pflanzt sie an Gräbern auf!

Doch mild — ein liebliches Blüthenweh'n —
Erquicket die himmlische Liebe,
Sie führt zu den lichtesten Sonnenhöh'n,
Und läutert die wildesten Triebe,
Sie glaubet, sie hoffet, sie duldet, sie trägt,
Und wohnet bei dem, der die Welten wägt!

Das Gebet des Herrn.

Vater, der du über Sternen wohnest,
Den das Herz mit tiefer Rührung nennt,
Vater, der du gern im Herzen thronest,
Das für Wahrheit und für Lieb' entbrennt —

Heilig sey uns stets dein großer Name,
Dem sich freudig jedes Wesen beugt;
Huldigt dir doch selbst der stille Saame,
Wenn er blüthenschwer gen Himmel steigt!

Laß dein Reich sich nimmer von uns kehren,
Wo sich Lieb' und Weisheit segnend eint,
Jenes Reich, in dem dich Thaten ehren
Und die Freude nur aus Menschen weint!

Wie der Cherub deinen heil'gen Willen
In der bessern Lichtwelt dankbar preis't,
So mög' ihn der schwäch're Mensch erfüllen,
Der auf dunkelm Pfad zur Heimath reis't!

Gieb, o Herr, was unser Leben fristet, —
Ueberfluß bedarf der Weise nicht, —
Und wenn uns nach schnöder Sünd' gelüstet,
So erleuchte uns mit deinem Licht!

Unsre Schuld wirst du uns gern vergeben,
Wenn wir Härte flieh'n und stolzen Wahn

Und wenn wir in unserm Prüfungsleben
Unserm Todfeind selbst voll Liebe nah'n!

Dein, o Herr, sind aller Sonnen Heere
In des Weltalls herrlichem Gebiet,
Dein sey auch der Dank, das Lob, die Ehre,
Ewig preise dich mein frommes Lied!

Die Gewitternacht.

Ein nächtlich Dunkel ruhte auf den Fluren,
Und tiefe Stille herrschte in den Landen —
Als meines Schöpfers donnernde Naturen
Mich aufgeschreckt aus süßen Schlafes Banden;

Es flammten Feuer rings am Firmamente,
Versunken waren alle Sternen-Heere;
Mir aber kündeten die Elemente,
Daß der Allmächtige mir nahe wäre!

Ein milder Regen träufelte hernieder,
Befruchtete den Wald, den Halm, die Aehre,
Und stark durchbebte Ahnung meine Glieder,
Daß der Allgütige mir nahe wäre!

Begeistert durch des Schöpfers heil'ges Walten,
Ergriffen von dem Glanz der Feuermeere,
Umflüsterten mich Cherubim-Gestalten,
Daß der Allheilige mir nahe wäre!

Und lautlos blickt' ich in die heil'ge Ferne,
Entkörpert durch die himmlischen Gesichte;
Ich wandelte auf einem bessern Sterne,
In einem schönern, mildern Sonnenlichte. —

Da rief die Erde meinen Geist zurücke
Und mich ergriff ein schmerzlich-süßes Sehnen,
Denn lange konnten die erfreuten Blicke
Sich von dem Glanz der Gottheit nicht entwöhnen —

Anbetend griff ich nun in meine Saiten;
Von meinen Lippen rauschten Lobgesänge,
Und meiner Lyra sanfte Himmelsklänge
Versuchten es, die Hymnen zu begleiten!

Der Sylvester.

Der Freund vom alten Rechte
Giebt heut' im ganzen Land
Dem schöneren Geschlechte
Das Zepter in die Hand!
Es schmückt die Herrscher-Krone
Des Weibes zarte Stirn,
Herabgestürzt vom Throne
Sind Nadel, Topf und Zwirn!

„Was haben Schneider-Waffen
„Und ird'ner Küchentand
„Mit Herrscher-Macht zu schaffen?
„Wir sind dem Zeus verwandt!
„Hinweg aus uns'rer Mitte,
„Verhüllet Euch in Nacht!
„Ihr seid nur für die Hütte
„Nicht für den Thron erdacht!"

So rufen viele Damen
Und sprechen ohne Scheu

Sich von dem Nähe-Rahmen
Und Küchen-Dienste frei!
Der Schmuck füllt nun die Stunden
Des ganzen Morgens aus,
Das Haar wird schön gewunden
Und Flitter strömt in's Haus!

Zur stillen Garten-Klause
Enteilt des Gatten Schritt,
Er nimmt aus jenem Hause
Nur seinen Klopstock mit!
Man ruft zum Mittags-Mahle! —
Die Suppe schmeckt nach Brand,
Er eilt zur Kaffee-Schaale,
Und tröstet sich — mit Kant!

Indeß schmückt sich das Weibchen
Zu einem bal paré,
Vom Schnüren fühlt das Täubchen
Schon Herz- und Seitenweh —
Doch, was sind Erden-Schmerzen?
Der Wagen fliegt davon,

Schon flimmern alle Kerzen,
Es winkt der Cottillon!

Im wilden Sinnen-Rausche
Vergißt sie Kind und Mann!
Gewinnt sie bei dem Tausche?
Das glaube, wer es kann!
Die höhern Lebens-Freuden
Ersetzt kein Sinnentand,
Ein Thor mag ihn beneiden
Der jene nie empfand!

Erschöpfung setzt am Ende
Auch diesem Ball ein Ziel!
Man reichet sich die Hände
Und schleicht aus dem Gewühl!
Die öde, stille Kammer
Nimmt die Monarchinn auf —
Und oft schließt Noth und Jammer
Den schnöden Herrscher-Lauf!

Könnt' ihr die Lehr' nicht finden
So hört des Satyrs Spott:
„Nie taugen Herrscher-Binden
„Für einen Sansculott!"

Der Morgen.

Friedlich barg mich der Hain des mohnumkränzeten Gottes
Und es fesselten noch gaukelnde Träume den Geist,
Als gewaltigen Flugs, von Flammen-Meeren getragen,
Helios wiehernd Gespann mich aus dem Schlummer geweckt;
Schnell entfloh ich der Ruh', beflügelt eilt' ich in's Freie,
Denn schon grüßte das Ohr friedlicher Heerden Geläut;
Schwelgend schweifte mein Blick dem Himmels-Lichte entgegen,

Und der lieblichsten Braut glich der ätherische
Strahl!
Bald empfing mich des Berg's mit Blüthen prangender Gipfel,
Stolz sich brüstend des Sieg's, den er den Nächten entrang;
Sanft ergriffen mich hier des Himmels seelige
Wonnen
Und es füllte die Brust ein unaussprechlich Gefühl;
Liebend wollte das Herz das ganze Weltall umfassen,
Denn schon wähnte es sich irdischen Schranken
entrückt —
Doch es rief mich hinweg zum finstern Ernste des
Lebens
Und im schnöden Gewirr schwand das erhab'ne
Gefühl!

Der Mittag.

Matter ziehet das Roß auf den verschmachtenden Fluren,
Keuchend eilet der Stier zu dem umschatteten Bach,

Nieder sinket der Mensch, erschöpft von mühvoller Arbeit
Und es höret der Gott gnädig das stille Gebet;
Schirmend nahet ihm schon des Waldes heiliges Dunkel
Und die ersterbende Kraft frischt der geschwätzige Quell,
Lieblich winken ihm hier der Erdbeer'n würzige Früchte
Und das rosige Blut bieten sie freudig ihm dar!
Neues Leben durchströmt des Körpers wankende Glieder
Und zum harrenden Werk fühlet er Stärke und Lust!

Der Abend.

Bleicher strahlet der Tag — der Landmann flieht die Gefilde
Und erfreut sich des Werks, das er mit Mühe vollbracht;

Herrlich duften der Garb', symmetrisch prunkende
Reihen,
Lieblich prangt der Cy'an künstlich geflochtener
Kranz!
Sieh! den Vater umtönt der Kinder fröhliches
Jauchzen
Und vergessen ist nun Mühe und jeglicher Schmerz;
Vor der Hütte empfängt den Gatten freundlich
die Gattinn,
Und ihr liebendes Herz bietet ihm Küsse zum Lohn;
Sorglich kehret die Schwalb' zurück zum schützen-
den Neste
Und es nahet von fern, schweigenden Ernstes,
die Nacht!

Der Kirchhof.

Stille seyn und hoffen!

Freund, du kennest den Ort in Preußens glän-
zender Hauptstadt,
Dort, wo Geist und Gemüth höheren Ahnungen
lebt,

Von Sophia entlehnt er ernst und sinnig den
Namen,
Und es spricht sich an ihm kindlich die Liebe oft
aus: —
Dorthin wandelt' ich jüngst mit frommen, stillen
Gedanken,
Denn es weilet mein Geist gern an der blühen-
den Gruft;
Linden kühlten die Stirn, der Pappeln leises Ge-
flüster
Grüßte mit Liebe den Gast, welcher in Liebe ge-
naht;
Friede wohnet ringsum, doch ringsum herrscht auch
die Wehmuth,
Hat doch Jeglicher schon, theu're Entschlaf'ne be-
weint! —
Näher trat ich nunmehr und still den friedlichen
Hügeln
Und es forschte der Blick nach den Bewohnern
der Gruft:
„Leis betrete dein Fuß — so fleh'te rührend die
Grabschrift —

„Leis', o Wand'rer, den Staub, welchem Dein Schritt itzt genaht;
„Wisse, redliches Herz, auch hier ruh'n redliche Herzen,
„Herzen, liebend und treu, Herzen, dem Deinen verwandt!"
Las, und leises Getön umflüstert' tröstend den Hügel,
Daß nur Staub in die Gruft, nicht auch die Liebe versenkt. —
Weiter folgt' ich dem Pfad zum jüngst errichteten Kreuze,
Das, ein hehres Gebild, Gräber der Christen oft schmückt.
Heiliges Kreuz! Symbol des Sieg's nach ruhmvollem Dulden,
Dankbar beugt sich das Knie Deiner unendlichen Macht!
Deiner Lehre Gewalt — sie hat den Zweifel bezwungen,
Und der Sünd', wie dem Tod, hast Du den Stachel geraubt!

Doch wen nennet das Kreuz, wen schirmt die friedliche Stätte
Hier vor Trübsal und Noth, Sorgen und jeglichem Schmerz?
Fruchtlos spähet der Blick und forscht nach Alter und Namen,
Aber kindlicher Dank pflanzte das Denkmal hier auf! —
Flüsternd riefen mich nun, vom Abendglanze geröthet,
Und vom Westhauch gekos't, schimmernde Rosen zur Fern';
Sieh! ein theueres Pfand, die fromme, blühende Jungfrau,
Sank, vom Engel geküsst, hier in die heilige Gruft!
Zwanzig der Lenz' und zwei nur prangte lieblich die Blume,
Als der Vater des Lichts sie in die Heimath entrückt!
Gönne, trauerndes Herz, vertrau' dem Vater die Blüthe,

Nicht nur Schöpfer, er bleibt stets auch der
Pfleger der Frucht! —
Glänzend strahlte mir dann ein hehres Denkmal
entgegen,
Das, vom Künstler geformt, Gräber der Lieben-
den deckt;
Mutter, liebendes Weib! Auch Du enteiltest zur
Lichtwelt,
Und es grüßten Dich dort fünfe der Engel zu-
gleich,
Aber andere fünf verblieben, tröstende Pfänder,
Hier dem treuen Gemahl, der an der Gruft Dich
beweint!
„Zehn der Jahre und vier, — so lautet ehrend
die Inschrift,
„Welche kindlicher Dank nun auch dem Vater
geweiht —
„Zehn der Jahre und vier noch lenkt' mit end-
loser Treue,
„Er, verwaiset, sein Haus, das er durch Liebe
beglückt;
„Da ertönte auch ihm die ernste, heilige Stunde,

„Welche Redlichen stets lohnend und segnend erscheint;
„Freudig, hoffenden Blicks auf ew'ge, selige Wonne,
„Flog voll Sehnsucht sein Geist hin zu dem Urquell des Lichts!" —
Viel noch späht' ich umher, und fand der Kränze noch viele,
Welche dankbar die Hand theuern Entschlummerten weiht,
Las, voll Rührung und Ernst, wie stark der Glaube sich ausspricht,
Sah, welch' hehres Vertrau'n selbst an den Grüften noch lebt —
Doch es mahnte die Stund' und rief zum thätigen Wirken,
Und ich folgte dem Ruf, denn wo ich weilte war Nacht!

Lebensregeln.

Im Unglück stark, im Glücke mäßig seyn;
Im Sünder selbst den Götterfunken ehren;
Den Schwachen Schutz, den Armen Trost ver-
leih'n
Und, will's die Pflicht, das Herrlichste entbehren;
In Noth und Tod auf den allein vertrau'n,
Der über'm Stern als Vater schützend waltet,
Und dessen Liebe selbst in Nacht und Graun
Für seine Kinder nimmerdar erkaltet;
Der Tugend treu, dem Laster abhold seyn,
Das Schöne stets im reinen Herzen pflegen,
Für Licht und Wahrheit selbst den Tod nicht
scheu'n,
Und muthig ringen auf umdornten Wegen: —
Dies Alles, Brüder, soll der echte Mann,
Zum Vorbild wählen auf des Lebens Reise;
Wer dessen sich in Wahrheit rühmen kann,
Nur der ist groß, ist wahrhaft gut und weise!

An das Vaterland.

Begeistert mich Ihr lieblichen Kamönen,
Und stillt des Sängers flammendes Verlangen,
Denn nicht Gemeines soll die Lyra tönen —
Borussia, Dich soll mein Lied umfangen!

Hoch steh'st Du da vor allen andern Landen —
Mag auch der Neid sich über Dich erheben —
Du sprengtest kühn des stolzen Korsen Banden
Und Sieges-Thaten gründeten Dein Leben!

Vertrau'n und Liebe einen Deine Kinder,
Und Treue schirmt des Thrones feste Säulen;
Stets fruchtlos wagt den Angriff da der Sünder
Wo Edelsinn und Heldengröße weilen!

Ja, nimmer werden flache Träumereien,
Die Frucht Dir rauben, die Dir Gott gegeben,
Der Tugend wird sich Sohn und Enkel weihen
Und ewig leuchten Dein unsterblich Leben!

Grund und Ungrund der Trauer.

Der Herr erzieht
Aus gold'ner Saat
Die künft'gen Garben;
Drum trau're nie,
Wenn hier auch früh
Dir Lieben starben!

Der zarte Sproß,
Gedeihet nur
In mildern Gauen!
Des Schöpfers Hand
Nützt Erdenland
Und Himmelsauen!

Doch darum traur'
Wenn hier der Halm
Der Pflege lachte,
Wenn er für Saat
Nur Tresp' und Rad',
Dem Schnitter brachte!

Die volle Aehr',
Wird nur dereinst
Im Segen thronen,
Die Himmelsflur
Kann Fromme nur
Mit Frieden lohnen!

Du und Sie.

Dem Schooß der Pracht, der eiteln Größe
Entwand sich einst das stolze Sie!
Das traute Du galt nun als Blöße,
Es floh des Lebens Harmonie!

Verbannet nahm es nach Cythere
Zum Gott der Liebe seinen Lauf;
Dort strahlte es im Glanz der Ehre
Und gab den schnöden Undank auf!

Doch trauernd kam der Mensch zurücke
Vom Irrthum, der sein Herz bestrickt;
Die Reue schwamm im nassen Blicke,
Denn Glück und Frieden war entrückt!

Tyrannisch herrschte in den Herzen
Seit jener Zeit das stolze Sie!
Gefühllos bei des Lebens Schmerzen
Verhöhnte es die Sympathie!

Und es erlag der Mensch dem Leide,
Und flehend bat sein Thränenblick:
„O Himmel, schenk' des Herzens Freude,
„Gieb' uns das Pfand des Glücks zurück!"

Da nahte dem bedrängten Leben
Aus Himmelshöh'n das traute Du,
Es hatte längst die Schuld vergeben
Und brachte Freude, Glück und Ruh!

Entschuldigung.

Die Frau an den Mann.

Du zürnest, bester Mann?
Und nennest mich Kokette?
Wie vorschnell! Hör' mich an,
Es gilt die höchste Wette

Du nimmst Dein Wort zuruck
Und nennst mich klug und fein,
Siehst Du mit kaltem Blick
Den wahren Grund nur ein!
Ja, Männchen, es geschieht
Nicht um Dich zu betrüben;
Dies Herz, das für Dich glüht,
Nie kann es Treubruch üben,
Doch denke, bester Mann,
Wie oft, wie schnell auf Erden,
Auch der Gesunde kann
Ein Raub des Todes werden!
Wie hülflos würde ich
In solcher Lage seyn,
Fänd' sich alsdann für Dich
Kein Stellvertreter ein?!

Seltener Gleichmuth.

In allen Kerkern findet man Inschriften ihrer unglücklichen Bewohner, aber nirgends wurden diese schwarzen Höhlen des Unglücks und ihre nackten Wände häufiger dazu benutzt, als zu Paris in den ersten Jahren der Revolution. Es kann Keinem unangenehm seyn, sich dasjenige im Allgemeinen verdeutschen zu lassen, was einer der dortigen Gefangenen, als ein bleibendes Denkmal heroischer Ergebung und ächter Lebens-Philosophie, seiner Kerkerwand vertraute:

Zwei Jahre schon bewohn' ich diesen Thurm,
Und doch beging ich keine Sünden!
Sey, wer du seyst, dem einst des Lebens Sturm
Ein gleiches Schicksal läßt empfinden —
Verzage nicht; du kannst in Kerker-Pein,
Wenn du nur willst, noch glücklich seyn!
Zwar schöner ist's — wie gern gesteh' ich's ein! —
Sich der Natur als freier Mensch zu weih'n,
Als hier in diesen öden Mauern
Sein Leben einsam zu vertrauern —
Doch, guter Freund, das ist Ideen-Qual,
Und ernstes Schicksal duldet keine Wahl!
Hier schirmt kein Gold, kein irdischer Gewinn,
Hier schützt allein ein kindlich heit'rer Sinn!

Er ist des ird'schen Lebens höchstes Gut,
Der Talisman, vor dem des Schicksals Wuth —
Und waffnete sich's mit den stärksten Streichen —
Wie vor dem Horne Hüons muß entweichen!
Ja, Freund, nur Spiel gewähren diese Ketten,
Ihr Druck ist leicht, oft möcht' ich darauf wetten,
Er wäre leichter, als in vielen Landen
Der ehr'ne Druck der schnöden Geistes-Banden.
Mein Kerker ist der Sitz der reinsten Freuden,
Die Tugend selber würde mich beneiden!
Hemmt hier den Blick die kalte, finst're Mauer,
Steht hinter'm Pfühl ein Mäuschen auf der Lauer,
Und will znm Siebe mir die Mütze machen,
So muß ich unwillkührlich d'rüber lachen!
Mit Wehmuth steht vor meinem Kerker-Gitter
Der treue Freund und klaget laut und bitter
Ist's möglich? Kann man dich so grausam kränken?
Und tröstend sprech' ich: Kannst du Freiheit schenken,
Geliebtester, so öffne schnell die Thür,
Doch, kannst du's nicht, o dann erspare dir
Die Klagen und das trauernde Gesicht,
Du mehr'st mein Leid und änderst es doch nicht!

Ja, theu'rer Freund, die treu'ste, reinste Liebe
Erfährt einmal des Schicksals Launen-Hiebe!
Sieh' Voltaire hier, dort d'Alembert, Delille,
Wo diese trösten, schweigt der Kummer still!
Sie leisten mehr, als Vater, Mutter, Schwester,
D'rum sey getrost, verzage nicht, mein Bester!
Blick' aufwärts, zu dem güt'gen Vater oben,
Ihn müß man auch in bösen Tagen loben!
Auch ist mein Wohnsitz wirklich gar nicht schlecht,
Und zu der Frist des Lebens eben recht!
Zwar siehst du keine herrlichen Tapeten,
Allein die sind auch wahrlich nicht vonnöthen;
Sieh' hier den Krug und dort das Stücklein Brod,
Sie schützen mich vor Durst und Hungersnoth;
Durch diese Oeffnung strömt die milde Luft,
Und oft erquickt mich ferner Blumenduft!
Dort steht mein Tisch! Er ist kein Meisterstück,
Doch stark und fest, und — steter als das Glück;
Auf jenem Dreifuß sitz' ich wie Apoll,
Auch dieser leistet, was er leisten soll —
Gestehe, Lieber, daß ich nichts entbehre!

Oft sing' ich laut: „Marlborough s'en va - t - en
guerre!"
So kann man, Freund, auch ohne Lieb' und Wein,
Bei heit'rem Sinn im Kerker glücklich seyn!
Doch still! Ich höre ferne Menschen-Schritte!
Es ist Freund Wolf,*) ich kenn' ihn leicht am Tritte,
Er bringet mir ein kärgliches Gericht,
Und macht dabei ein bitterbös Gesicht;
Von seiner Stirn scheuch' ich des Unmuths Fal-
ten,
Und lasse Freud' in seinen Zügen walten!
Viel besser ist dann morgen mein Gericht;
Er scherzt mit mir, obgleich ihm Witz gebricht!
So lange hier den Geist der Körper hält,
Geb' ich den Muth für keinen Preis der Welt! —

Zu dir, o Freund, nun noch ein trautes Wort,
Den das Geschick einst führt an diesen Ort:
Verlache du gleich mir des Schicksals Tücke,
Und fürchte nicht, daß es dich je erdrücke!

---

*) Name des Kerkermeisters.

Ja kannst mit Laune du des Richters Ernst be-
stechen,
So wird sein Herz schon günst'ger für dich spre-
chen!
Doch eines sey von mir dir noch gesagt,
Wenn sich zu weit der Trieb nach Freiheit wagt —
„Weich'!“ rufe dann, „weich', Satan, aus dem
Kerker,
Du täuschest mich und machst mein Leiden stärker!“
Der Architekt, der dies Gebäud' erfand,
Macht seiner Kunst die größte Ehre,
Er bau'te so, daß selbst für Herkul's Hand
Kein Durchbruch irgend möglich wäre!

Erden-Seligkeit.

Beflügelt enteil' ich dem einsamen Haus
Und flüchte zum Tempel der Gottheit hinaus,
Zu grünen, umdufteten Matten;
Dort drüben auf blumenbesäeter Flur,
Im heiligen Frieden der stillen Natur,
Dort harret mein Liebchen im Schatten!

Schon flammet das strahlende Purpurgewand,
Schon winkt mir die treue, beglückende Hand,
Aus stiller, verschwiegener Ferne;
Die Wonnen des Himmels durchströmen die Brust,
Und vor dem unnennbaren Schauer der Lust
Entschwinden mir Sonnen und Sterne!

Umschlungen durchirren wir Fluren und Rain,
Wir scherzen am Bache, wir kosen im Hain,
Und lauschen dem Murmeln der Quelle;
Bald flüchtet zum Aether der dankende Blick,
Bald kehrt er zum Auge des Liebchens zurück,
Denn beide wetteifern an Helle!

Die höchste der Wonnen, das seligste Glück
Durchflammt uns're Herzen, entströmt unserm Blick,
Wenn Küsse um Küsse wir spenden,
Und naht sich ein Armer dem traulichen Ort,
Dann senden wir freundlich getröstet ihn fort
Und geben mit reichlichen Händen!

An den Lenz.

Kehrst Du endlich aus der Heimath wieder,
Holder Lenz, aus Deiner Brüder Reih'n?
Komm, o komm und nimm im Lichtgefieder]
Deinen Blüthen-Tempel freundlich ein!

Sieh, schon schmückt sich bräutlich Deine Erde
Mit der Hoffnung lichtem Festgewand;
Daß sie künftig eine Mutter werde,
Bietet sie Dir freudig Herz und Hand!

Stürme tobten in dem Erdenthale,
Und der Nord entwurzelte den Baum,
Wermuth füllte uns're Freuden-Schaale
Und das Leben ward zum finstern Traum.

Jugendbilder, wie der Lenz sie kündet,
Scheuchte der Orkane wilde Wuth;
Selbst das Lied, von Himmelsgluth entzündet,
Barg sich trauernd in des Herzens Huth!

O vergüte, was sie uns entrissen,
Gieß Dein Füllhorn über Flur und Hain,
Und vergönne, wenn sich Veilchen küssen,
Daß wir Kränze Dir und Hymnen weih'n!

Das Ziel.

Ein hehres Ziel ward unser'm Geist hienieden,
Zum Gottesreiche strebt der Mensch empor,
Und sind auch Kampf und Mühen ihm beschieden,
Es lacht dem Ringer seiner Heimath Thor!
Dem ernsten Sinn, dem thätig frommen Leben,
Ward immer noch der Siegeskranz gegeben!

Es wähnt der Thor, die Menschheit sinke immer
Von ihrer Höhe zu der Wieg' hinab;
Er zeiget uns der fernsten Vorzeit Trümmer,
Zeigt auf Athen's, verweis't auf Roma's Grab,
Und glaubt im Dünkel, auf des Lebens Reise
Dreh' Alles sich in einem steten Kreise;

Zwar sank Athen von seiner stolzen Größe,
Und Roma liegt in ödem Schutt und Staub,
Doch, war dies nicht die Schuld der eig'nen
Blöße,
Und wurden sie nicht eig'ner Thorheit Raub?
Kann Glückes-Dauer sich durch Raub gestalten,
Verweichlichung den Flor der Reiche halten?

Wohl mag das Schwert ein Daseyn zu begrün-
den,
Doch immer sinkt, was die Gewalt erbaut',
Ein dauernd Heil ist nie der Preis von Sünden,
Verloren ist, wer roher Kraft vertraut!
Nur, was die Weisheit liebend hier geboren,
Das bleibet ewig, ewig unverloren!

O schöne Zeit, in welcher Tugend-Treue
Die Menschen Brust mit ew'ger Lust entzückt,
Und wo der Liebe hehre Götterweihe,
Nicht nur den Geist, nein auch das Herz beglückt,
Wo Recht und Wahrheit nur auf Erden wandeln,
Nicht schnöder Nutzen mehr bewegt zum Handeln;

Wann wird die Welt das große Heil erkennen,
Das stets Dein Schooß für alle Zeiten beut?
O mögten Alle doch für Dich entbrennen
Und liebend suchen Deine Seligkeit!
Wer Dich erkennt mit kindlichem Gefühle,
Und Dich erringt, ist glücklich, ist am Ziele!

An die Freunde.

Am Schlusse unserer poetischen Sitzungen. Mai 1823.

So nahet denn mit leisem Trauer-Schritte
Die letzte Stunde unserm stillen Kreis,
Und windet ernst, in uns'rer trauten Mitte,
Um unsern Altar der Cypresse Reis;
Es füllen sich beim frohen Sänger-Mahle,
Nur einmal noch die flammenden Pokale!

Verklungen sind die hehren Götterlieder,
Die uns're Brust mit heil'ger Lust erfüllt;
Zum letzten Mal eint die geliebten Brüder
Urania, in Trauerflor gehüllt;
Nur einmal noch beseligt sie hienieden,
Der Jünger Herz mit Götterlust und Frieden!

Sie schwebt hinweg, doch was sie unserm Leben,
An Himmelsglück, als Ehrenlohn, geschenkt,
Was stets noch ward dem männlich ernsten
Streben —
Das, Brüder, bleibt, so lang' die Seele denkt;
Die Muse flieht zum ew'gen Sitz der Klarheit,
Uns aber läßt sie die erkannte Wahrheit.

Sie suchten wir in unserm stillen Kreise,
Sie fanden wir an ächter Freundes-Hand,
Zu Führern wählten wir die Dichter-Greise,
Gleichviel, ob hier, ob im entfernten Land;
Uns galten gleich die Welschen, Franken, Britten,
Wenn sie nur kühn für Licht und Wahrheit stritten!

So schwelgten wir in heil'ger Abendstunde,
Bald in dem eig'nen, bald im fremden Schacht;
Wir fanden Balsam für des Herzens Wunde,
Was dort und hier, was Alle glücklich macht,
Und täuschte uns auch die vermeinte Größe,
Wir deckten liebend die gefund'ne Blöße!

Ob sich der Bund auch künftig wird gestalten,
Der uns so reich, so endlos glücklich macht?
Das, Brüder, liegt in des Geschickes Walten,
Oft folgt dem Licht die dunk'le, finst're Nacht!
Sie eilen rastlos hin die leicht beschwingten Horen,
Doch was im Herzen lebt — bleibt ewig unverloren!

An die Liebe.

Einer.

Liebe, Strahl aus bessern Welten,
Göttinn aus dem Lichtgefild!
Du nur kannst den Schmerz vergelten
Der das bange Herz erfüllt;
Balsam hauchst du in die Wunden,
Wehst dem Dulder Tröstung zu,
Glücklich, welcher dich gefunden,
Ihm ward Seligkeit und Ruh!

Chor.

Chor.

Wo du weilst auf weitem Runde,
Senkt der Himmel sich herab,
In der gramerfüllten Stunde,
Trocknest du die Thränen ab!

Einer.

Liebe, deinen Zaubertönen
Huldigt jegliche Natur,
Dich erheben die Kamönen
Und der Wurm auf stiller Flur!
In des Lichtes Gluthgefilden,
In der Erde kühlem Schacht,
Ja, in jeglichen Gebilden
Waltet deine Himmelsmacht!

Chor.

Liebe kennt nicht Raum und Schranken
Ueberall ist ihre Welt,
Erd' und Himmel mögen wanken,
Nimmer wankt, was Liebe hält!

G

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Einer.

Du nur heiligst jede Freude
Die dem Himmel sich entwand,
Gehst im lichten Seraphskleide
Mit der Tugend Hand in Hand!
Mild und gut in jedem Raume,
Zürnst du selbst dem Sünder nicht,
Führst aus bangem Erden-Traume
Ihn zur Wahrheit und zum Licht!

Chor.

Glücklich, wer auf irren Wegen
Liebe, deine Huld erkennt!
Auch für ihn erblüht dein Segen,
Wenn sein Herz in Reu' entbrennt!

Einer.

Dir allein sey unser Leben
Freudig hier und dort geweiht;
Dann wird Segen uns umschweben,
Segen, der sich stets erneut!

Haß und Zwietracht, Neid und Tücke
Weichen vor des Lichtes Glanz;
Nichts fehlt unserm wahren Glücke,
Reichst du uns den Himmelskranz!

Chor.

Dir, der Trösterinn in Leiden
Und dem Hort in Graun und Nacht,
Heil'ger Quell der reinsten Freuden —
Ewig sey Dir Preis gebracht!

Der Wüstling.

Es ruhet das Dunkel auf Fluren und Hain,
Still sitzet die Mutter im Stübchen, allein
Im Kreise der harrenden Kleinen;
Der Vater ist fern von dem friedlichen Heerd,
Er brütet am Spieltisch, dumpf, in sich gekehrt,
Ob Gattin und Kindelein weinen!

Nicht achtet der Wüstling das häusliche Glück,
Mit lieblosem Herzen, mit unstätem Blick
Entflieht er dem kindlichen Kosen;
Coeurbube, so heißet des Rasenden Kind,
Ihn herzet er, wenn er den Mammon gewinnt,
Und wähnt sich gebettet auf Rosen!

Es ist ihm ein Ekel sein friedliches Haus,
Er eilet zur Rachel, zur Judith hinaus —
Umsonst fleht die bittende Liebe!
In erstickender Luft, in dem bläulichen Dampf,
An der grünlichen Tafel, im Würfelkampf,
Da schlägt seines Herzens Getriebe!

Und tiefer schon brennen die Lichter herab,
Und düst'rer wird's ringsum und still wie im
Grab,
Es schlummern die lieblichen Kleinen,
Da eilet, still jammernd, die Mutter zur Ruh,
Es schließet der Schlummer die Augen ihr zu,
So müde vom nächtlichen Weinen.

Schon hüpfet das Vöglein im sonnigen Hain,
Da schleichet der Wüstling zur Pforte hinein,
Verzweiflung in Blick und Geberde!
Es ist ihm so öde die herrliche Welt,
Er wanket zum Lager, vom Wachen entstellt
Und fluchet dem Himmel, der Erde!

Lethargische Ohnmacht beschwichtigt sein Herz,
Doch wachend erneut sich der höllische Schmerz,
Es wälzt sich in Qualen die Seele,
Und des Geistes Ermattung, sie währet fort,
Bis wieder sich öffnet der höllische Port,
Und Weingeist entflammet die Kehle!

Ob draußen ertönet der Nachtigall Lied,
Ob Wellen sich kräuseln, die Rose entblüht,
Das kümmert den Wüstling ja nimmer!
Am Spieltisch vergeudet er Güter und Zeit
Erkaufet sich Reue und Jammer und Leid,
Umsonst fleht der Seinen Gewimmer!

Es rollen die Zeiten zum himmlischen Port,
Doch nehmen sie nimmer die Stunden hinfort,
Die rächend beim Frevel verweilen;
Wen tragen die Männer zum finsteren Haus?
Den Wüstling, der jüngst nach verlorenem Daus,
Sich würgte mit hänfenen Seilen!

C o n n e x i o n.

Du mühst Dich Tag und Nacht —
Der Mangel ist Dein Lohn!
Hab' d'rüber nachgedacht,
Dir fehlt — Connexion!

M e i n u n g.

Es würde besser um die Welt
Und besser um die Menschheit steh'n,
Würd' jeder Kraft- und Tugend-Held
An seinem rechten Platz geseh'n!

Bescheid aus dem vorigen Jahrhundert.

Ich sag's ihm in's Gesicht,
Er dienet sonder Tadel!
Doch höher steigt er nicht,
Er ist ja nicht von Adel!

Triumph.

Die Pfründe bleibet mein!
Ich achte nicht der Spötter.
Wie kann es anders seyn?
Der Patron ist mein Vetter!

Mann und Weib.

Der Mann ist das Symbol der Stärke,
Das Weib der reinen Liebe Bild;
Nur da kann echte Menschheit werden
Wo beides in einander quillt!

Körper- und Seelen-Verein.

Giebt hohe Wonne schon auf Erden
Der körperliche Lieb-Verein —
Wie groß muß nicht die Wollust werden
Da, wo sich Seelen liebend freu'n!

Das Weib.

Beginnet der Mensch seine irdische Reise,
So leitet das Weib seinen strauchelnden Schritt!
Das Weib nur beglückt uns, in jeglichem Kreise,
Theilt selbst an der Gruft uns noch Tröstungen mit!

Spruch.

Nie giebt Geburt, nie Gold dem Menschen Werth und Adel!
Wohl aber Geist und Herz und Wandel ohne Tadel!

Lehre.

Der erste Fürst entstand
Durch sieggewohnte Fahnen,
Zum Kampf für's Vaterland,
Bedarf es keiner Ahnen!

Festlied. *)

Des besten Königs Jubelfest
Versammelt Groß und Klein,
Gesang ertönt in Ost und West,
Wir stimmen jauchzend ein!

---

*) Die nun folgenden fünf Gedichte verdanken ihre Entstehung der Wadzeck-Stiftung; das Danklied insbesondere aber der am 13. December 1822. von dem Herrn Dr. Stoepel zum Besten der armen Kinder gegebenen musikalischen Abend-Unterhaltung. Dollmetscher der Ehrfurcht, des Vertrauens, des Dankes und der Liebe armer Waisen durfte man dieselben in dieser, zu ihrem Besten herausgegebenen, Sammlung von Gedichten wohl nicht füglich vermissen.

Mit Dank und Inbrunst fleh'n wir heut
Zum Gott der Lieb' und Treu':
„Verläng're Seine Lebenszeit,
„Schütz' Ihn, wo Er auch sey!“

Die Liebe, ewig mild und hehr,
Erbaute unser Haus,
Nicht Noth, nicht Mangel pressen mehr
Uns heiße Thränen aus!

So wirkt des Königs hoher Sinn
Auf Edle nah' und fern,
Ihm nachzuringen ist Gewinn
Und mehrt das Reich des Herrn!

Verlangt Er künftig Hab' und Gut,
Ja selbst des Lebens Kern:
Dann geben wir mit frohem Muth
Dem Vater Alles gern!

Weihnachtslied.

Wenn auf des Sturmes Adlerflügeln
Das Jahr zu seinen Brüdern eilt,
Und auf der Erde nackten Hügeln
Kein Blümchen sprießt, kein Sänger weilt,
Wenn alles Schöne uns hienieden,
Nur nicht das Heilige verläßt
Dann naht mit seinem stillen Frieden
Von Himmelshöh'n — das Christusfest!

Der Knabe spricht in lauten Träumen
Der Hoffnung rege Wünsche aus,
Er schmückt das Pferd mit reichen Zäumen
Und spielt den Herrn im künft'gen Haus;
Das Mädchen träumt von schönen Stoffen,
Von Kerzenglanz und gold'ner Frucht,
Und viel zu träg' für solches Hoffen
Enteilt die Zeit auf ihrer Flucht!

Doch endlich ist der Tag erschienen,
Der Fleiß und Sittenreinheit krönt;

Die Freude strahlt aus allen Mienen,
Das Kleine selbst erscheint verschönt!
Es spricht in seel'gen Freudenblicken
Der Eltern Glück sich dankbar aus;
Das Herz füllt himmlisches Entzücken
Und Seligkeit umfängt das Haus!

Die armen Kinder haben Keinen,
Der ihre dunkle Hütte schmückt,
Ihr Erbtheil ist — ein stilles Weinen,
Sie sind nicht so, wie Ihr, beglückt;
Mit wilder, zorniger Gebehrde
Trieb sie die Härte lieblos aus;
Die Mutter schläft in kühler Erde,
Der Vater ruht im finstern Haus!

Doch Eins ist ihnen treu geblieben:
Das Mitgefühl in Menschenbrust!
Noch waltet ernst ein heil'ges Lieben
Und schafft verlaß'nen Waisen Lust;

Der Himmel sendet seine Boten,
Er winkt die Herzen nah und fern;
Dem Mangel ist nun Trotz geboten,
Gerettet ist des Lebens Kern!

Die Mutterliebe ist gefunden,
Des Vaters Hülfe zögert nicht,
Des Wohlthuns segensreiche Stunden —
Sie Alle zählt das ew'ge Licht!
Der pflanzet für die Ewigkeiten,
Wer armen Kindern Gutes thut,
Und Seligkeit wird ihn begleiten,
Wenn auch die ird'sche Hülle ruht!

Danklied.

Wenn Kunst und Liebe mild sich eint
Den Waisen beizustehn
Und Freude nur aus Menschen weint,
Dann ist das Leben schön!

Nicht Glanz, nicht äuß're Ehre giebt
Dem Menschen wahren Werth;
Wohl aber wird, wer Tugend übt,
In Ewigkeit verehrt.

Ihr Edlen, deren Himmelssinn
Uns heute Seegen beut,
Nehmt freundlich jetzt den Dank dahin,
Den Kindesbrust Euch weih't.

Wo wir auch wandeln spät und früh,
Auf künft'ger Lebensbahn,
Vergessen können wir Euch nie,
Ihr habt uns wohl gethan.

Erinnerungslied.

Zu Ihm, den jetzt der Engel-Chor
In lichten Höh'n umkreis't,
Zum Vater steig', o Dank empor,
Zu Ihm, dem guten Geist!

Er war es, der den Kindlein rief:
„Kommt her und weinet nicht!“
Und wo der Säugling hülflos schlief
Da wachte Seine Pflicht!

Nun erntet Er vor Gottes Thron
Die Früchte Seiner Saat,
Und Himmelsfrieden ist der Lohn,
Für das, was Er hier that!

Wir aber wollen für und für
Recht fromm und fleißig seyn,
Damit einst von dem Leben hier,
Wir jenseits Nichts bereu'n!

Trauerlied.

Nicht soll die Klage Euch den Schmerz vermehren,
Die bebend noch von allen Lippen schallt: —

Nur unser'm Flehen wollet Ihr nicht wehren,
Wenn auch der Laut der Wehmuth still verhallt!

Uns ward ein Vater! Seht, in diesem
Namen
Lag unser reiches, unser ganzes Glück;
Und alle Freuden, die den Kindlein kamen,
Sie heiligte des Vaters frommer Blick! —

Es starb der Vater! Nächtlich stiller Frie-
den
Umhüllt sein Auge, das so treu gewacht;
Es ruh'n die Hände, deren Fleiß hienieden,
So viel des Edlen seegensreich vollbracht!

Doch, ob Er auch zum schönern Seyn geschie-
den —
Die Kindlein fürchten weder Nacht noch Graus;
Der Liebe Tempel prangt ja noch hienieden,
Und Segen ruht auf Vater Wadzecks
Haus!

Noch waltet ernst die heil'ge Mutterliebe
Vom hohen Thron bis zu dem stillern Kreis;
Noch wirken Männer, die dem frommen Triebe
Mit Freuden opfern Gut und Müh' und Fleiß!

Noch hört die Milde armer Kinder Flehen,
Noch fördern Ed'le liebevoll ihr Glück:
Der Vater aber schaut aus Himmelshöhen
Auf seine Waisen segnend noch zurück!

Den Manen Wadzecks.

Was rinnt die Thrän' die Männerwang' hinab?
Was trau'rt der Mütter schmerzliche Geberde?
Was trübt die Blicke froher Kinder,
Füllet die Herzen mit Wehmuths-Schauern? —

Dir gelten sie, Erhabner, diese Opfer
Der hohen Achtung und der reinsten Liebe,
Sie gelten Deinen Edelthaten,
Deinem, uns Allen zu frühen, Scheiden!

Verwaiset ist die Stätte, wo Du lehrtest,
Zum schönern Wirken wurdest Du erkoren,
Doch blickst Du segnend auf uns nieder,
Förderst die Stiftung der höchsten Liebe.

An Deiner Gruft, Verklärter, geloben wir,
Das zu erhalten, was Du groß gegründet,
Daß nimmer Deines Namens Ehre,
Nie Deines Ruhmes Gedächtniß wanke!

Dann wird der Menschheit schönere Zeit erblühn,
Des Herzens Aussaat Himmelsfrüchte tragen,
Und schützend wird der Geist des Friedens
Unter den Söhnen des Staubes weilen!

Der Stralauer Fischzug.

Mag der Krieg auf fernen Meeren rasen
Und der Türk' von wilder Mordlust glühn;
Mag er, stolz auf abgeschnitt'ne Nasen,
Im Triumph nach seinem Raubnest zieh'n —

Nimmer soll sein teuflisch-rohes Wüthen
Stören uns des Fischzugs reine Lust;
Reicher mögt Ihr seyn, entmenschte Scythen,
Doch das Glück wohnt nicht in Eu'rer Brust!

Uns're Wimpel führen keine Brander,
Die dem Nachbar unglückschwanger droh'n,
Friedlich segeln wir stets bei einander,
Und das Schiff ist nur der Freundschaft Thron!

Uns're Lust vergällen keine Thränen,
Die der Schmerz dem frechen Sieger weint,
Wenn er, roher als des Wald's Hyänen,
Hart an Ketten seine Sclaven eint!

Uns're Fesseln bilden Blumen-Kränze,
Die die Erd' in stiller Lust gebar,
Und die Liebe ordnet uns're Tänze
Um der Freundschaft schönen Fest-Altar!

Jubel schallt von jedem Blüthen-Raine,
Frohsinn tönt in jeglichem Gefild',

Lust und Freude steigern sich im Weine
Und die Wiese ist des Glückes Bild!

An dem Tranke der Levant'schen Bohne
Labt sich hier ein kindlich-froher Kreis,
Und Gott Bacchus sieht von seinem Throne
Zornerfüllt auf ihren regen Fleiß.

Dort erklingen hochgehob'ne Gläser,
Bis zum Rand mit Geist und Kraft gefüllt,
Und so mancher wird zum Reichsverweser
Wenn ihr Inhalt seinen Busen schwillt!

Pfannen schmoren in des Feldes Breite,
Und der Fischduft füllet Flur und Hain; —
Freut euch immer, guten, lieben Leute,
Fischzug kann nicht alle Tage seyn!

Nach des Gartens still umlaubter Stätte
Schleicht sich dort ein glücklich liebend Paar,
Und der Jüngling schwört der schönen Käthe
Treu zu seyn in Lust und in Gefahr!

Doch, schon mahnt der Mond mit mildem Scheine
An des Schlafgott's unumstößlich Recht,
Und der Wagen birgt nun Groß' und Kleine,
Alt und jung und jegliches Geschlecht!

Jubelnd eilen die erfreuten Schaaren
Zu des Hauses stillerem Gebiet —
Doch was sie am Fischzugstag erfahren,
Raubt die Zeit nicht — ob sie auch entflieht!

Am Polter-Abende eines Braut-Paares.

Herr Adam, lieben Freund', war Anfangs ganz alleine
Auf diesem Erdenrund, und hatte keine kleine
Geliebte Gattinn noch, als ihn der Herr erschuf,
Doch regte sich schon leis' der Liebe Schmeichelruf!
Mit diesen kos'te er und bald mit jenen Thieren,

Und immer stärker fing das Herz sich an zu rühren —
Da sandte Gott, der Herr, der dieses Sehnen kannte,
Den kleinen losen Schalk, den man Cupido nannte,
Zu unser'm Urpapa! der lag auf grünen Matten
Und spielt' zum Zeitvertreib mit einem Dutzend Ratten!
„Gott grüß Euch, hub der Schelm, mit schlauer Miene an,
„Was treibt Ihr da für Spiel? Ziemt 'das dem rüst'gen Mann?
„Schlägt Euer Herz allein für Papagoy'n und Ratzen,
„Für Löwen, Crocodill und andre solche Fratzen?
„Und sehnet Ihr Euch nicht nach edleren Gestalten,
„Die, Euerm Wesen gleich, voll Liebe um Euch walten?"
Da fiel dem Urpapa vom Auge schnell die Binde

Und voll Verwunderung sprach er zum Götterkinde:
„Wohl fühle ich schon lang' in meiner Brust
ein Zittern,
„Dem ähnlich, wenn die Luft erbebt von Ungewittern!
„Auch seh' ich oft ein Bild, ein himmlisch Bild
im Traum,
„Doch wenn ich's fassen will, zerrinnt's in leeren Schaum!
„Hm! sprach der lose Gott, das ließe sich
wohl machen!" —
Herr Adam blickt' ihn an, es war ihm nicht zum
Lachen.
„Ja, fuhr Cupido fort, was würdest Du d'ran
wenden
„So sollte sich sogleich dein Gram in Freude
enden!"
„Was ich d'rum geben wollt', scholls schnell
von Adams Lippen,
„Für dieses Himmelsbild — ein halbes Dutzend Rippen!
„Nur Eine, sprach der Gott, bedarf's o Erdensohn

„Und schritt, als Adam nickt', zur Operation!"
Seht! So entstand das Weib! Aus ihren holden Blicken
Sog Adams trunknes Aug' das seeligste Entzükken!
Bei ihrem süßen Gruß, bei ihren Minne-Scherzen
Vergaß der Urpapa schnell seine Seitenschmerzen!
Er schrie vor Freuden auf, er hüpft' auf einem Beine,
Und nannte seine Frau, die holde, liebe, Kleine!
„Halt, rief Cupido nun, — ihm bangte vor'm Verführen —
„Eh' Ihr Euch küßt und herzt, muß ich Euch copuliren!
„Das ist ein Himmelsbrauch, den selbst die Götter ehren
„Wenn sie sich Lieb' und Treu' für ew'ge Zeiten schwören!
Drauf wand das Götterkind den Kranz um Evas Haare

Und sprach voll Salbung dann zu dem beglückten Paare:
„Seid fruchtbar, mehret Euch und füllt die schöne Erde,
„Damit die Geisterzahl hienieden größer werde;
„Doch seid einander treu und mäßig im Genuß,
„Sonst, Theure, glaubet mir, erringt ihr nur Verdruß,
„Und ist Herr Adam ernst, bekömmt er seine Nicken
„Magst Du, o Eva, Dich in seine Launen schicken,
„Denn wiß't, es spricht der Herr, das Weib sey unterthan
„Zu aller Zeit dem Mann, gleich wie das Huhn dem Hahn!
„Es füget sich der Theil ja überall dem Ganzen,
„Doch magst, Du Eva nicht, nach jeder Pfeife tanzen!

„Zu große Willigkeit vermehrt des Mannes Stolz!
„Ihr seid, bei Licht geseh'n, doch nur aus einem Holz,
„Und excellirt der Mann auch durch die Quantität,
„So ward dem Weibe doch die schön're Qualität!
„Drum mögen Mann und Weib es nimmerdar vergessen,
„Daß einem jeden Theil sein Gutes zugemessen!"
So sprach das Götterkind, und fügte noch am Ende
Zu einem ew'gen Bund des schönen Paares Hände! —
Was könnte ich auch heut, für Euer ganzes Leben,
An schönern Lehren mehr, als einst Cupido, geben!?

Abschied von dem Leser.

Die Lyra schweigt! Ihr jungfräuliches Beben —
Der zarte Aushauch höherer Gefühle —
Hinweggeschwunden ist's aus diesem Leben,
Und Dich umfängt auf's neu' des Tages Schwüle;
Doch, was sie fromm im Inneren gegründet,
Was ihre Gluth im Herzen tief entzündet —
Das rettet Dich aus nichtigem Gewühle!

Ja, Freund, so ist's! Die süßen Harmonieen,
Die in des Liedes Zaubertönen walten —
Sie sind's, die uns für jene Welt erziehen,
Für's schöne Reich der Wahrheit uns entfalten!
So mög' auch diese Schöpfung Dich umblühen,
Dich freundlich trösten bei des Lebens Mühen
Und Dich bei Muth und Glauben stets erhalten!

P r o s a.

Traue wem, schaue wen?

Persönliche Angelegenheiten riefen meinen Freund Z.... im verwichenen Winter nach der Residenz. Unter den mannigfaltigen Gesprächen, welche wir in Folge dieser Zusammenkunft bei'm traulichen Kaminfeuer wechselten, lenkte sich unsere Unterhaltung vorzugsweise auf den letzten Freiheitskampf der Deutschen, und auf die unsterblichen Großthaten der verbündeten Heere. So geschah es, daß, trotz der Mannigfaltigkeit und des Reichthums des behandelten Stoffs, sich auch persönlich erlebte Abentheuer in unser Gespräch mischten, von welchen mir das Folgende, seiner Sonderbarkeit wegen, der Aufbewahrung werth schien. Doch, ich lasse meinen Freund Z.... selbst erzählen, theils um der Mittheilung des von ihm

erlebten Abentheuers eine raschere und lebendigere Form zu geben, theils des größern Vergnügens wegen, welches ein gewandter Erzähler dem Hörer oder Leser nothwendig gewähren muß. Ich stand, so begann mein Freund Z...., im letzten Freiheitskampfe als Offizier des v. R...schen Kavallerie-Regiments im Kantonnirungs-Quartier S...., und besaß das vollkommenste Vertrauen meines durch persönliche Tapferkeit sowohl, als durch andere Verdienste in einem seltenen Grade ausgezeichneten Chefs. Eine natürliche Folge dieses Wohlwollens war, daß ich eines Tages mit einem Kommando von 25 Dragonern nach dem Schlosse R...... detaschirt wurde, dessen Besitzer in dem Rufe der Gastfreundschaft stand, und von welchem das Gerücht allgemein behauptete, daß er der beneidenswerthe Vater des schönsten Mädchens sey! Herrliche Perspektive für einen durch Strapazen jeglicher Art erschöpften Krieger, welchem nichts in der Welt erfreulicher und angenehmer seyn kann, als die Erlangung eines Ruheplätzchens, das den gerechten Forde-

rungen desjenigen entspricht, welchem das Leben mit seinen tausendfachen Genüssen in jedem Momente feil seyn muß! Um auch von meiner Seite nicht das mindeste zu versäumen, mir diesen so lange entbehrten Genuß zu sichern, befahl ich dem Unteroffizier meines Kommando's ausdrücklich, mein Quartier unter allen Verhältnissen bei dem Besitzer des Schlosses R......, dem Herrn v. C., zu nehmen, und schon stand ich im Begriff dem vorangeeilten Detaschement zu folgen, als der Chef meines Regiments von dem Herrn v. C. mittelst eines Eilboten einen Brief erhielt, worin er gegen meine Aufnahme auf das feierlichste protestirte, und als Weigerungsgrund die Kränklichkeit seiner Gattin vorschützte. Auch ich empfing von dem Herrn von C. ein Schreiben gleichen Inhalts! So gern nun mein menschenfreundlicher Chef jede gerechte Forderung, abseiten des Quartiergebenden, auch zu berücksichtigen pflegte, so weigerte er sich in dem vorliegenden Falle doch ausdrücklich, dem Gesuche des Herrn v. C. zu willfahren, theils, weil er von sicherer

Hand erfuhr, daß die Krankheit der Gutsbesitzerin keinesweges so bedeutend sey, als ihr Gatte sie schilderte, theils, weil er auf das bündigste überzeugt war, daß ein genügsamer Offizier in einem Schlosse keine Störung hervorbringen könne, welchem es weder an Local noch an Bedienung fehlte, überdem aber im ganzen Dorfe kein anderes Offizierquartier ausfindig zu machen war. Herr v. C. wurde demzufolge abschläglich beschieden; dagegen wurde es ihm verstattet, diejenigen acht Dragoner, welche, außer meiner Person, dem Schlosse als Natural-Einquartierung zugetheilt waren, auf seine Kosten anderweit unterzubringen.

Der folgende Morgen sah mich bereits zu R......, und die Schönheit und Pracht des gutsherrlichen Schlosses übertraf die Erwartungen bei weitem, welche ich mir im voraus davon gemacht hatte! Kaum hatte ich von dem für mich bestimmten Zimmer Besitz genommen, als Herr v. C. mir sofort einen Besuch abstattete, und es währte nicht lange, so hatte der jugend-

lich brausende Champagner die Schüchternheit vollkommen besiegt, welche den Gang unserer Mittheilung anfänglich zu hemmen drohete. Wir wurden von Minute zu Minute vertrauter, und mir wurde das seltene Glück zu Theil, der liebenswürdigen Tochter des Hauses, der überaus reizenden Jeannette meine Aufwartung machen zu dürfen! Noch in diesem Momente empfinde ich auf das lebhafteste die überraschende Erschütterung, welche der erste Anblick dieser himmlischen Erscheinung in meinem ganzen Wesen hervorbrachte, und der kurz vorher genossene Champagner, welcher von jenem Augenblicke an mit verdoppelter Kraft in meinen Adern rollte, war in der That nicht geeignet, meinem zwanzigjährigen Blute eine sanftere und ruhigere Wallung mitzutheilen. Von nun an sahe ich die reizende Brunette fast täglich, und es entspann sich durch dieses häufige Beisammenseyn in meinem Herzen eine Neigung, deren Seligkeit nur diejenigen zu würdigen verstehen, welche in ihrem Leben zum erstenmal liebten!

So schwanden mehrere Wochen im ungestörten und ungetrübten geselligen Genusse, und nicht selten empfing ich Besuche von meinen Kameraden, welche theils der Schönheitsruf des trefflichen Mädchens, theils die Kunde ihres reichen Brautschatzes nach N...... lockten! So sehr aber auch die meisten meiner Kriegs-Gefährten es sich angelegen seyn ließen, bei der reizenden Jeannette Gehör zu finden, so wenig gelang es ihnen, und ich war aus sehr verzeihlichen Gründen nicht geneigt, ihre desfallsigen Bemühungen zu unterstützen!

Eines Abends suchte ich meine Schlafstätte früher als gewöhnlich, und kaum hatte der Gott des Schlafes seine Schlummer-Körner auf meine müden Augenlieder gestreuet, — kaum gaukelten die lieblichsten Gebilde der Phantasie vor meinen trunkenen Blicken, und zeigten mir in der Ferne die ganze Seligkeit des in den Armen der reizenden Jeannette in Zukunft zu erwartenden Glücks, als mehrere rauhe Männerstimmen mich aus diesen süßen Träumen emporschreckten! Schnell

ergriff ich die vor meinem Bett jederzeit in Bereitschaft liegenden Pistolen, um jedem etwanigen Ueberfall auf das kräftigste zu begegnen, als zu meinem nicht geringen Befremden mir gegenüber sich eine bis dahin noch nie bemerkte Tapetenthür öffnete, und mein Wirth todtenbleich und halb entkleidet durch dieselbe zu mir hereinstürzte! „Retten Sie mich! Retten Sie mich!“ waren die einzigen Worte, welche der erschrockene Greis herauszustammeln vermogte. War es der Anblick des geängsteten Mannes, welcher mein menschliches Gefühl in seinem ganzen Umfange aufregte, oder war es die dunkle Idee, mich dem Vater meiner reizenden Jeannette angenehm zu verbinden — genug, ich ließ es stillschweigend geschehen, daß Herr v. C. ohne weitern Aufschluß sich unter meiner Bettstelle verbarg, und erwartete im Bette sitzend, die Pistolen in beiden Händen, den Ausgang dieses seltsamen Abentheuers. Nach Verlauf von wenigen Sekunden näherten sich mehrere Männerstimmen meinem verschlossenen Schlafzimmer, und ich hörte die Worte: „Hier

ist das Schlafkabinet des ....schen Offiziers!"
„Oeffnen Sie, öffnen Sie, mein Herr!" erscholl es fast in demselben Momente. — „Wir kommen, Ihren Wirth zu verhaften! Er muß sich nothwendig zu ihnen geflüchtet haben, da noch in diesem Augenblicke sein Nachtlager die Spuren seiner Anwesenheit trägt! Oeffnen Sie Ihr Zimmer im Namen des Gesetzes, dessen Organ der zu Ihnen redende Unterpräfekt ist, und dessen gerechte Forderung der ihn begleitende Gensd'armerie-Commandeur unterstützt!"

„Halt!" schrie ich nach dieser Apostrophe mit einer Stimme, deren donnernde Kraft die kurz vorher erlittene Störung des süßesten Schlummers, noch um die Hälfte verstärkte. „Wer wagt „es, mich jetzt in meiner Ruhe zu stören? Ich „habe als ....scher Offizier durchaus keine Ver„bindlichkeit, mich dem Willen französischer Be„hörden zu fügen! Nicht von Ihnen, wohl aber „von meinem Regimentschef habe ich Befehle zu „empfangen! Hinweg von meiner Schwelle, de„ren Ueberschreiten für jeden Hereintretenden

„den Tod zur Folge haben würde! Nur auf Be-
„fehl meines Chefs gebe ich Ihnen, meine Her-
„ren, Rede und Antwort, und damit Gott be-
„fohlen!“

Nach vielem Hin- und Her-Reden, und nach den heftigsten Drohungen von der einen und andern Seite, trollten sich die Herren zuletzt ihres Weges, und nun kroch mein unglücklicher, am ganzen Körper zitternder Wirth aus seinem Schlupfwinkel hervor, warf sich schluchzend auf mein Lager, und dankte mir in den rührendsten Ausdrükken für seine Rettung! Jetzt nun vernahm ich von ihm, daß er zu der Zahl derjenigen Unglücklichen gehöre, welche früherhin für den Tod Ludwigs XVI. stimmten, und daß der Unterpräfekt, welchem er vor wenigen Wochen äußerst wichtige Familien-Dokumente des ehemals in Frankreich regierenden Herrscherstammes, mit der Bitte zugefertigt habe, ihm für die Auslieferung dieser von ihm ausschließlich besessenen Papiere Begnadigung auszuwirken, nothwendig auf eine verrätherische Weise gegen ihn komplottirt haben müsse!

Kaum hatte der unglückliche Greis geendet, als auch die reizende Jeannette in mein Zimmer stürzte, sich im Gefühl des höchsten Schmerzes auf mein Lager warf, und mich um aller Heiligen Willen bat, die Rettung ihres geliebten Vaters zu vollenden! Zugleich meldete sie dem ängstlich horchenden Greise, daß der Unterpräfekt und der Gensd'armerie-Offizier zwar das Schloß verlassen hätten, daß aber ein Kommando von sechs Gensd'armen vor der Thür Posto gefaßt habe, und jede Flucht aus dem Schlosse dadurch unmöglich gemacht sey!

„Was ich gethan habe, erwiederte ich der „liebenswürdigen Jeannette, gedenke ich als „Mensch und Offizier zu verantworten! Die „Rettung Ihres Herrn Vaters hängt indessen „nun einzig und allein von ihm ab! Ich kann „nur die höchste Eile empfehlen, da ein Befehl „meines Chefs, welchen sich jene Herren unfehlbar auswirken werden, mich in die unglückliche „Nothwendigkeit versetzen würde, die Auslieferung Ihres Herrn Vaters zu bewerkstelligen!“

Von der Wahrheit und dem Ernste meiner Worte ergriffen, traf mein Wirth sofort die schleunigsten Anstalten zu seiner Rettung!

Mit Hülfe einer Strickleiter gleitete er, unter dem Schutze der finstersten Nacht, in den Schloßgarten, und entkam glücklich und wohlbehalten nach N.... Der nächtliche Ueberfall und die damit verbundenen Schrecknisse hatten indessen so nachtheilig auf den Krankheitszustand der Frau v. C. gewirkt, daß sie wenige Tage nachher in die Gefilde des Friedens hinübereilte! Was Jeannette unter diesen Verhältnissen litt, und was ich unter diesen Umständen leiden mußte, davon wird jeder Gefühlvolle sich selbst einen lebhaften Begriff machen! Schon längst hatte ich die süße Idee genährt, bei dem Herrn v. C. um die Hand seiner reizenden Tochter zu werben, und nun waren alle meine Hoffnungen urplötzlich zertrümmert! Doch die Liebe ist erfinderisch, und mein Bewußtseyn sagte mir, daß ich von der Dankbarkeit des Herrn v. C. jetzt mehr als je die Gewährung meines höchsten Wunsches zu hoffen habe.

Ich schrieb deshalb an den Vater meiner geliebten Jeannette, bot ihm auf dem Gute meines Vaters in D.... Zuflucht und Pflege, und warb zugleich um die Hand seiner reizenden Tochter! Wer vermag mein Entzücken zu fassen, als ich wenige Wochen nachher ein äußerst verbindliches Schreiben von dem Herrn v. C. empfing, in welchem er nicht allein seine förmliche Einwilligung zur ehelichen Verbindung mit Jeannette ertheilte, sondern auch entschlossen war, unverzüglich nach Deutschland abzureisen.

Wonnetrunken eilte ich in das Zimmer meiner Geliebten, und beschwor sie, indem ich ihr den Brief ihres Vaters überreichte, mich mit ihrer Liebe beglücken zu wollen! Eine Thräne zitterte in ihrem blauen Auge, und sie sank mit dem Ausruf: „mein Vater will es!“ an die Brust des überseligen Jünglings! Lange hielt ich sie in meinen Armen, und unser Bund wurde für Zeit und Ewigkeit geschlossen! So schwanden mehrere selige Wochen, als meinem Kommando unerwartet ein andres Kantonnirungs-Quar-

tier zu Theil wurde! Nichts gleicht dem Schmerze, mit welchem ich mich von meiner reizenden Braut trennte. Wir ertheilten uns das Versprechen, uns durch häufige Besuche zu entschädigen, gelobten uns unverbrüchliche Treue, und verließen uns unter den gegenseitigen Versicherungen unwandelbarer Liebe! Da mein neues Standquartier nur wenige Meilen von dem Wohnsitze meiner Geliebten entfernt war, so flog ich fast täglich zu meiner reizenden Gebieterin; doch wer vermag sich mein Befremden zu vergegenwärtigen, als ich, nachdem ich eines Tages auf den Flügeln der Liebe dem Schlosse zueilte, durch die unerwartete Nachricht überrascht wurde: „Fräulein Jeannette sey, in Begleitung einer Tante, zu ihrem Onkel nach C.... gereist; gestern Abend spät sey die Tante zu R..... eingetroffen, und habe das Fräulein durch die Nachricht, daß ihr Vater zu N.... plötzlich mit Tode abgegangen sey, auf das unangenehmste überrascht! Beide Damen hätten darauf die schleunigsten

Anstalten zur Abreise getroffen, und wären am frühen Morgen davon gefahren!„

„Und Jeannette hat mir keinen Brief zurückgelassen?“ fragte ich zitternd den Haushofmeister. — „Keinen!“ war die lakonische Antwort. Wie vom Blitz getroffen stand ich einige Augenblicke da, ohne mir diese plötzliche und kalte Trennung erklären zu können, bis mir endlich die langsam wiederkehrende Vernunft den wohlgemeinten Rath gab: die ersten Tage ruhig abzuwarten, indem ich mit Zuversicht binnen dieser Zeit Aufschluß von meiner reizenden Braut zu erhalten hoffen durfte! Mißmüthig warf ich mich auf meinen Goldfuchs, und jagte nach meinem Standquartier D. zurück! Mit Sehnsucht erwartete ich nun von Tage zu Tage den Eingang eines Schreibens; als aber die Wochen sich allmählich zu Monaten ausdehnten, und ich noch immer keine Nachrichten von meiner Braut empfing, da vermogte ich nicht länger zu rasten!

Ich nahm Urlaub und flog auf den Flügeln des Sturmwindes den Thoren C....s zu! Kaum

angelangt, eilte ich sofort zu dem Onkel, zu welchem Jeannette gereist seyn sollte, und wurde von ihm mit einer Kälte empfangen, welche mein Herz und mein natürliches Selbstgefühl in hohem Grade empörten!

„Jeannette, hieß es, sey in großer Gesell„schaft; dorthin könne er mich nicht führen, weil „ich fremder Offizier sey, und weil mein Ein„tritt den dort versammelten Franzosen eine un„angenehme Erscheinung seyn würde!“

„Dann erlauben Sie mir, am morgenden „Tage, meine Aufwartung machen zu dürfen!“ entgegnete ich mit Bitterkeit und empfahl mich mit sichtbarer Kälte. In meinen Erwartungen getäuscht, und in einem hohen Grade gekränkt eilte ich ins Theater; doch kaum war ich daselbst angelangt, kaum hatte ich hinter mehreren Kriegsgefährten Posto gefaßt, als ich ein leises Klopfen auf meinen Schultern fühlte. Mich wendend, erblickte ich den vor kurzem verlassenen Onkel.

„Folgen Sie mir!“ flüsterte er mir zu.

„Die Damen sind in diesem Momente zu

„Hause gekommen und erwarten Ihren Besuch „mit Ungeduld!“ Ohne mich durch den hämischen Zug, welchen ich in den Mienen des Onkels zu erblicken glaubte, irre machen zu lassen, trat ich in seiner Begleitung sofort den Rückweg an, und wenige Minuten darauf empfing mich das pallastähnliche Gebäude meines Begleiters. Mein Herz pochte in hörbaren Schlägen, als ich die Stufen erstieg, welche mich meiner angebeteten Jeannette zuführen sollten, und schon fing ich an alles Unangenehme über die Freude des Wiedersehens zu vergessen; doch wer vermag mein Erstaunen zu fassen, als ich in dem geöffneten Zimmer zwar die Tante meiner Braut, nicht aber sie selbst fand! Nach mehreren Winkelzügen eröffnete mir die Letztere mit der höchsten Fischblütigkeit, daß Jeannette nie die Meinige werden könne! Herr v. C. sey ein schwacher Greis gewesen, dessen Wort der Tod selbst gelöset habe, und wenn die Familie mir für den bewiesenen großen Dienst auch Dank schuldig sey, so traue sie mir doch andrerseits so viel Edelmuth zu, mein

zukünftiges Glück nicht auf Kosten eines schuldlosen und unerfahrnen Mädchens gründen zu wollen! Ich stand wie vom Schlage getroffen, und bat endlich, da meine sämmtlichen Bitten, mir den Sinn dieser mystischen Worte näher erklären zu wollen, nur mit einem bloßen Achselzucken beantwortet wurden, um die Gewährung einer Zusammenkunft mit meiner Geliebten! Nach anhaltendem Flehen wurden meine Bitten endlich erfüllt! Jeannette flog an meinen Hals, und gestand mir unter heftigem Weinen, daß sie mich nie lieben könne, aber in allen Verhältnissen des Lebens meine dankbare Freundin seyn und bleiben wolle!

„Nun erst wurde es mir klar, daß nur Dankbarkeit und kindliche Fügung in den Willen ihres Vaters es gewesen seyen, welche dieses reizende Mädchen bewogen hatten, mir den Besitz ihrer Hand zuzusichern, und ich trennte mich wenige Minuten darauf unter den schmerzlichsten Gefühlen von einem Wesen, dessen Freundschaft

mir unendlich theuer bleiben wird, wenn auch die Liebe unserm Bunde ihre Weihe versagte!“

Hier endete mein Freund Z.... die Erzählung seines merkwürdigen Liebe-Abentheuers! Wenn er auch meine Vermuthung, daß eine aus Nationalhaß oder Eigennutz entsprungene Familienkabale, diese Trennung vielleicht bewerkstelligt habe, nicht plausibel fand, so schien er doch wenigstens dem tröstenden Zurufe seines Freundes Glauben beizumessen: „daß die guten Ehen im Himmel geschlossen werden,“ und so schieden wir wenige Minuten nach dieser Unterredung mit dem festen Vorsatze: die Rechtfertigung des Eheschließers von der Zukunft mit Ruhe zu erwarten!

Vergeltung.

Im Jahre 1702 faßte der Ober-Rabbiner Naphtali zu Frankfurt am Main den, auch zu unserer Zeit unter den israelitischen Glaubens-

genossen

genossen nicht selten zur Ausführung gebrachten, Entschluß, den Rest seiner Tage auf dem geweiheten Boden Jerusalems zu beschließen, um dort, in stiller Abgeschiedenheit von dem Geräusche äußerer Verhältnisse, den Abend eines Lebens zu erwarten, das, trotz seinen Mängeln und vielfachen Mühseligkeiten, nicht ohne Genüsse und mannigfaltige Freuden für ihn dahin geschwunden war! Die Reise ward unverzüglich angetreten, und Naphtali erreichte, ohne weitere Unfälle, in kurzer Zeit das fruchtbare, in der Mitte eines Sees gelegene Mantua, nicht ahnend, daß ihm in den Mauern dieser Stadt eine Prüfung bevorstand, welche auch einen stärkeren Geist als den seinigen zu erschüttern fähig gewesen wäre.

Mantua war in Naphtalis Reiseplane als Ruhepunkt aufgeführt, und er unternahm von hier aus mehrere Excursionen nach den nächsten Umgebungen, von welchen die Anknüpfung mancher interessanten Bekanntschaft eine eben so leichte als natürliche Folge war.

Es war am vierten Tage seiner dortigen Anwesenheit, als Naphtali von einem der angesehensten Kaufleute die Einladung zu einem Mittagsessen erhielt. Erlaubten Lebensgenüssen nicht abhold, folgte er dem freundschaftlichen Rufe, und eine wohl besetzte Tafel, an welcher Verstand und eine eben so gewählte als lebendige Unterhaltung den Frohsinn steigerte und den Reiz der Speisen erhöhete, entschädigte unsern Pilger für die zum Opfer dargebrachte Zeit im vollesten Maaße.

Nach aufgehobener Tafel ersuchte ihn der freundlich sorgende Wirth, die Kunstschätze seines Hauses in Augenschein zu nehmen, und Naphtali verließ in der heitersten Stimmung den Speisesaal, um diesen neuen Genüssen zuzueilen, während die übrigen Gäste in dem Zimmer der Freude zurückblieben. An dem Arme seines gefälligen Wirthes durchwanderte Naphtali mehrere prachtvolle Zimmer, in welchen die Meisterstücke der Plastik das Auge und den Sinn des Beschauers in hohem Grade ergötzten: — doch,

wer ist im Stande das Erstaunen des Gastes zu schildern, welcher Pinsel vermag sein Befremden treu und wahr wiederzugeben, als ihn sein Begleiter aus jenen Prachtsälen plötzlich in ein schwarzes und matt erleuchtetes Zimmer eintreten ließ, aus dessen Mitte ein offener Sarg ihn höhnend angrinzte, und zu dessen Seiten zwei Riesengestalten, blitzende Schwerter in den Händen, seine Ankunft mit Ungeduld erwartet zu haben schienen. Kaum vermogte sein irrender, zweifelhafter Blick die Schrecknisse des Ortes mit Klarheit zu übersehen! Vor dem Sarge lag, auf einem mit schwarzem Tuche bedeckten Tische, ein weißes Sterbekleid, und gern wäre unser Reisender dieser Stätte des Schreckens und den starrenden Schwertern mit beflügelten Schritten entflohen, hätte ihm die, von seinem Begleiter unmittelbar nach dem Eintritt verschlossene Thür, nicht jeden Ausweg und jede Flucht zu einer wahren Unmöglichkeit gemacht!

„Wisse, Fremdling,“ so hob jetzt der Wirth mit einem Entsetzen erregenden Ernst an, „daß

„dieser Sarg deine Leiche in wenigen Minuten „aufnehmen wird! Bereite dich, den Todesstreich „zu empfangen, und trage dein Schicksal mit „Ergebung!“ —

Jetzt erst gab die Todesangst dem Ober-Rabbiner Sprache und Besinnung zurück, aber weder die Bitten des Geängstigten, noch seine flehentlichsten Vorstellungen vermogten den furchtbaren Ernst seines Wirthes zu erschüttern!

„Wohlan,“ sprach er, nach vielen vergeblichen Versuchen, den tödlichen Streich von seinem Haupte hinwegzulenken, „wohlan, Unmensch, ich „biete dir mein Leben dar, aber ich erwarte von „deiner Barmherzigkeit die Bewilligung einer „kurzen Frist, um nicht unvorbereitet diese Welt „zu verlassen.“ —

„Funfzehn Minuten gehören dir noch von „diesem Leben!“ entgegnete der Kaufmann, und Naphtali bereitete sich jetzt mit inbrünstigen Gebeten zu seinem Tode vor. Nach Verlauf dieser Frist verhüllte ihm der Henker die Augen, und schon glaubte sein, auf den Blutblock gesenktes

Haupt in der gräßlichsten Todesangst das Schwirren des Schwertes zu hören, schon erscholl von seinen bebenden Lippen der letzte Angstruf — als ihm die Binde plötzlich abgenommen wurde, und kräftige Essenzen den Todbleichen wieder in's Leben zurückriefen.

Sprachlos und entstellt führte man ihn in ein anderes Zimmer, und hier redete der fortwährend ernste, doch ungleich milder gewordene Wirth, den sich allmählich Erholenden folgendermaaßen an:

„Nach dem, was Du, Naphtali, in der „jüngsten Stunde hier erlebtest, verarge ich es „Dir nicht, mich entweder für einen Wahnsinnigen, oder für den verruchtesten Bösewicht zu „halten — ich bin keiner von beiden! Höre „mich! Du entsinnest Dich vielleicht eines armen Jünglings, welcher vor funfzehn Jahren „in Deinem Hause zu Frankfurth als Aufwärter diente. Du weißt, daß dieser Jüngling „zu jener Zeit in den Verdacht gerieth, sechs „silberne Löffel entwendet zu haben, und daß

„Du, troß der Versicherung seiner, leider zu „spät entdeckten Unschuld, es geschehen ließest, „daß man diesen Unglücklichen, um das Ge- „ständniß seiner vermeinten Schuld von ihm „zu erpressen, fast zu Tode prügelte! Siehe, „Naphtali, dieser Aufwärter, welcher unter je- „nen harten Streichen damals fast das Leben „einbüßte, dieser Jüngling, auf dessen Todes- „angst Du einst mit Gleichgültigkeit herabblick- „test, und den noch jetzt dies verstümmelte Ohr „an deine damalige Barbarei mahnt — er steht „vor Dir! — Der Himmel vergütete mir in der „Folge das erlittene Unrecht: ich reisete nach „Amsterdam. Ein Menschenfreund erbarmte sich „meiner, und auf seine Kosten gebildet und un- „terrichtet, erwarb ich mir in kurzer Zeit sein „volles Vertrauen. Ich begleitete ihn auf sei- „nen Reisen nach Italien, ward in wenigen „Jahren sein Compagnon, und lebe jetzt als der „glückliche Gatte seiner Wittwe, welche er mei- „nem Schutze sterbend empfahl. Dies ist die „einfache Geschichte meines Lebens! Vorgestern

„ward mir die Kunde Deiner Ankunft; ich er-
„fuhr, daß Du auf einer Reise nach Jerusalem
„begriffen seyst. Unentsühnt, wie Du warest,
„durfte, ja konnte ich es zugeben, Dich mit
„Schuldbeladenem Gewissen zu dieser geweihe-
„ten Stätte ziehen zu sehen? Jetzt sind wir
„quitt, und du bist nun, nach dieser mir gewor-
„denen Genugthuung nicht nur fähiger, sondern
„auch würdiger, zur heiligen Stätte zu wallen,
„und in Zukunft ohne Reue diese Welt zu ver-
„lassen. Lebe wohl! Ich wünsche Dir die glück-
„lichste Reise!“

Mit diesen Worten empfahl sich der Kauf-
mann seinem bestürzten Gast. Still und ernst
verließ Naphtali das Haus seines ehemaligen
Dieners, und sein erwachtes Gewissen sagte ihm,
daß er eine solche gerechte Züchtigung für seine
frühere Härte wohl verdient habe.

Idee über unsere Verhältnisse nach dem Tode.

Nichts kettet die Menschen stärker an einander, als Gleichheit der Bildung und Uebereinstimmung der Gefühle und Gesinnungen. So sucht der Fröhliche den Fröhlichen, der Redliche den Redlichen, das liebende Gemüth die gleichgestimmte Seele, der denkende Kopf den gebildeten Gelehrten, und sogar unter der Zahl der Bösen und Lasterhaften existirt ein solcher Bund! In diesen, seinen Gefühlen und seiner Individualität zusagenden, Verhältnissen gefällt sich der Mensch in der Regel dergestalt, daß er die gewaltsame Entfernung aus denselben fast immer als ein Unglück betrachtet. Man hindere z. B. den eifrigen und forschenden Gelehrten an dem Austausche seiner Idee, er wird sich unglücklich fühlen; man entreiße dem Liebenden den Gegenstand seiner Zärtlichkeit, oder stelle den Feigen in die Reihe tapferer, kampflustiger Krieger —

und sie werden unserer Tyrannei fluchen! So scheiden sich also die Menschen bereits auf ihrem ersten gemeinschaftlichen Wohnplatze — der Erde — nicht selten nach freier Wahl und bilden verschiedene Gruppen, deren Resultat bald Harmonie, bald Disharmonie sein wird, je nachdem Schicksale und Lebens-Verhältnisse ihren Einfluß bei ihrer Bildung bewiesen.

Nach diesen Prämissen scheint es mir wahrscheinlich, daß die Menschen auch nach dem Tode, nach Maaßgabe ihrer geistig-sittlichen Bildung, sich trennen werden, und daß gerade in einer solchen freiern Wahl ihrer geselligen Verhältnisse und Verbindungen ein vorzüglicher Theil ihrer künftigen Glückseligkeit zu suchen ist; ich wenigstens würde keinen Himmel im Himmel finden, wenn ich, nach meinem Abzuge von der Erde, mich auf einen neuen Tummelplatz niedriger Leidenschaften, oder, was einerlei ist, unter solche Menschen versetzt sähe, welche als verwahrlosete Köpfe oder wohl gar als verstockte Bösewichte unsere Erde verließen! Neckereien und Störun-

gen wären die unausbleibliche Folge einer solchen Vermischung; denn die Lasterhaften und Bösen bedürfen der Zeit, um den Hang zur Sünde und die unselige Fertigkeit im Bösesthun unterdrükken und überwinden zu lernen, und vernachlässigte Naturen dürfen ebenfalls nur von der Zeit das Vorrecht erwarten, sich den reiferen und gebildeteren Geistern anzuschließen.

Wohnplätze für diese verschiedenen Seelen-Gattungen bietet das Sonnen- und Planeten-System übrigens im Ueberfluß dar!

Wahre Gelehrte und tugendhafte Weise dürften wahrscheinlich den Jupiter zum künftigen Wohnsitz erwählen; ihrem Wesen nach verdienen sie auch der Gottheit zunächst zu stehen und in dem Schooße derselben sich als ächte Schooßkinder ihres unmittelbaren Schutzes zu erfreuen; die freundliche Venus gestattet der treuen und bewährten Liebe ein geheiligtes Asyl; wüthende Eroberer müßten in den Mars eingesperrt werden, um dort die Lust zum Raufen und Besitz-Ergreifen zu verlieren; Nachdrucker, betrü-

gerische Kaufleute und Diebe aber müßten nach dem Merkur verbannt werden; für die Herzlosen und für sämmtliche kaltblütige Fisch-Naturen würde der kälteste Planet ausgemittelt, wenn anders der Himmels-König bei dem großen Umfange des Sternenheeres hinsichtlich der Bestimmung unserer künftigen Wohnplätze je in Verlegenheit gerathen könnte. Unter allen Verhältnissen vermag ich indeß den Wunsch nicht zurückzuweisen, daß es dem Könige des Himmels und der Erde gefallen möge, uns selbst bei dem Eintritt in jene Friedens-Wohnungen durch die Mittheilung einer für alle Zeiten und Geschlechter geltenden Universal-Himmels-Sprache zu beglücken, weil in Ermangelung derselben die Herren Philologen und Sprachkundigen einen gar zu argen Einfluß und Vorzug sonst erhalten würden, und wir sogar das Vergnügen entbehren müßten, uns mit unsern eigenen Ahnen und Altvordern zu unterhalten.

In Ermangelung künftiger Herrlichkeit befinden wir uns gegenwärtig indessen auf dem

schlechtesten Planeten; denn auf demselben ist das Kreuz zu Hause, wie der geneigte Leser aus der astronomischen Bezeichnung unseres Erd-Sphäroiden (♁) auf das evidenteste wahrnehmen kann.

Falscher Künstlerstolz.

Ich habe mich oft gewundert, wenn talentvolle Schauspieler nicht selten mit entschiedener Geringschätzung von solchen dramatischen Produkten sprechen, deren Darstellung das Erscheinen oder die Mitwirkung von Thieren nöthig macht. So hat z. B. in unsern Zeiten der „Hund des Aubry" die schärfsten Ausfälle veranlaßt, und man ist gegen dieses unglückliche Geschöpf mit den Waffen der Satyre und des Witzes zu Felde gezogen. Es ist der Zweck dieses Aufsatzes, eine solche himmelschreiende Ungerechtigkeit näher zu beleuchten. Der Grund derselben ist wohl lediglich darin zu suchen, daß die Herren (ich meine die schreienden) über den Hund — qua talem —

dasjenige vergessen, welches er repräsentirt, das Ideal einer seltenen Anhänglichkeit und Treue, deren Schätzbarkeit höchst wahrscheinlich einen unserer Dichter dergestalt begeisterte, daß er darüber in folgende Verse ausbrach:

„Doch bei den Rittern von der Tafelrunde
Bekommt man nimmer so viel Tugendkunde,
Wie bei den edlen Quadrupeden,
Die geben Beispiel gleich, statt bloß zu reden,
Sie sind der Tugend praktischer Verein;
Man lernt Geduld vom Schöps, die Demuth
(Treue) von dem Hunde,
Und die Gelassenheit im Sturm von Pyrrho's
Schwein!"

Ich werde mich hier nicht bei den unzähligen Beispielen verweilen, welche uns die Geschichte von der heldenmüthigen Aufopferung und Treue jener edlen Geschöpfe aufbewahrt, kann aber dessenungeachtet es mir nicht versagen, ein merkwürdiges Beispiel dieser Art hier anzuführen, und zwar um so weniger, als dessen Be-

kanntmachung in Deutschland bis jetzt noch unterblieben ist.

Marie Antoinette besaß, während ihrer Gefangenschaft im Tempel, einen Hund, welcher das traurige Schicksal seiner Gebieterinn mit Hingebung theilte. Als die erhabene Gefangene diesen Aufenthalt mit dem Kriminal-Gefängnisse vertauschte, wurde ihr treuer Leidensgefährte von ihr getrennt. Geduldig harrte indessen dieses treue Geschöpf vor dem Gitter des neuen Gefängnisses, und alle Versuche der Schildwache, dasselbe mittelst Bayonnett-Stößen zu entfernen, waren fruchtlos; nur der Hunger vertrieb den Hund auf wenige Augenblicke; gesättigt fand er sich schleunigst auf seinem Posten wieder ein, und selbst nach dem Tode der Königinn bewachte er noch fortwährend die Thore des Gefängnisses, nährte sich in den nächsten Garküchen und gehorchte Niemandem. Im Jahr 1795 war er in jenem Pariser Stadtviertel noch auf das Leichteste unter der Benennung „Hund der Königinn" aufzufinden. Späterhin hat man in Frank-

reich eine eigene Geschichte dieser treuen Thiere, zu welcher sich ein sehr reichhaltiger Stoff während der Umwälzung darbot, bearbeiten wollen, und nur der Gedanke, daß die Menschheit vielleicht zu sehr davor erröthen müsse, scheint den Willen dazu gelähmt zu haben.

Duldet man übrigens Löwen und andere Thiere, als Symbole der Stärke, im Wappen — räumt man vielen solcher Bestien sogar in Familien-Pettschaften einen Ehrenplatz ein — ja, scheut man sich nicht, sie bei den wichtigern Verhandlungen des Geschäftslebens neben seiner Namens-Unterschrift en profil zu verewigen — warum erhebt man denn ein so furchtbares Geschrei, wenn eines dieser harmlosen Geschöpfe in natura die Bretter betritt? Oder ist ein Geschöpf, welches, wie der Hund des Aubry, gewürdigt ward, in der Weltgeschichte selbst eine historisch-denkwürdige Rolle zu spielen, vielleicht zu bedeutungslos, um auf den Brettern, d. i. auf der nachgeahmten Weltbühne, sinnvoll vor unsern Augen vorüberzugehen?

Ueber die Ehre.

Die Ehre eines guten Menschen steht mit seiner rein-geistigen Existenz in einem gleich schönen Verhältnisse; beide sind unantastbar! Die wahre Ehre eines Menschen beruht auf seiner geistig-sittlichen Vollkommenheit, keinesweges aber auf dem Glanz äußerer Würden und Verhältnisse; sie ist von der Meinung der Menschen unabhängig und eben so unangreifbar wie die Güte Gottes. Die Angriffe der schwärzesten Bosheit können lediglich nur dazu dienen, den hohen Werth eines ächten Mannes in ein höheres Licht zu stellen, gleichwie das Silber heller strahlt, nachdem die schmutzige Poliermasse seine Kraft an ihm übte. Die Ehre eines Mannes, welche sich nur auf die Meinung der Volksmasse stützt, steht auf einem eben so seichten als unsicheren Grunde; denn sie hängt unwiderlegbar von den Launen, Leidenschaften und verkehrten Ansichten des Volkes ab, und eine solche Abhängigkeit verträgt

trägt sich nicht mit der Ruhe, dem Glücke und der Bestimmung des Menschen, deren Vollkommenheit ohne eine absolute Freiheit von fremder Willkühr und ohne völlige Unabhängigkeit von äußeren Verhältnissen nicht gedacht, viel weniger erreicht werden kann.

Man beobachte zwei Personen, von welchen die eine dem Schattengespenst der Ehre nachjagt, die andere aber nach wahrer Ehre strebt, und entscheide alsdann, welche die Glücklichere sey? — Während die Erste die nichtswürdigsten Handlungen begeht und die herabwürdigendsten Erniedrigungen erduldet, um äußere Güter zu erhaschen, würdigt die Zweite diese vergänglichen Dinge keines Blicks. Die Erste wird sich keinen Augenblick besinnen, Vielen auf die niedrigste Art zu schmeicheln, um etwa durch eine solche ehrlose Kriecherei eine Stimme bei einer Wahl oder einer Auszeichnung zu erhalten, während die Zweite eine Anerkennung ihres inneren Werthes ruhig erwartet und jedes, das Selbstgefühl kränkende Mittel mit Abscheu verwirft. Treffen die Letztere

Verleumdungen boshafter Menschen, so entlocken sie ihr höchstens ein mitleidiges Achselzucken, während die Erste sofort zu Pistolen und Degen greift, um nicht selten ihren eigenen schuldlosen Körper für die Wahnbegriffe ihres blödsinnigen Geistes büßen zu lassen. Ganz still und ohne alle Genugthuung geht sie aus der Welt, während der Vernünftige sich in seinem festen Gange durch das Erdenleben nicht irre machen und die Raben am Wege nach Belieben krächzen läßt. — Das Aeußerste, dessen der Weise bei gehäuften und fortgesetzten Beleidigungen fähig ist, besteht darin, daß er die verabscheuungswerthen Schritte boshafter Naturen durch eine ernste und freimüthige Beleuchtung der öffentlichen Verachtung Preis giebt; denn selbst die Langmuth der Gottheit hat ja ihre Grenzen, und wenn der bessere Mensch den Ruf und das Bewußtseyn seines Werthes durch solche Rügen auch nicht zu erkaufen oder zu sichern braucht, und das Gefühl seiner inneren Größe durch keine boshaften Angriffe von außen geschwächt oder herab gewürdigt

werden kann, so ist es doch ein allgemein gültiger Grundsatz der gebildeten Vernunft, das Beste und die Vollkommenheit Anderer nach Möglichkeit zu fördern, und wer könnte sich dazu in einem höheren Grade berufen fühlen, als der wahrhaft weise und gute Erdenbürger? Aber freilich bedient er sich dazu nur rechtmäßiger Mittel und läßt sich von der Schiller'schen Hyperbel: „Untergang der Lügenbrut!“ nicht irre führen oder zu Gewaltthaten verleiten. „Besserung der Lügenbrut!“ ist der humane und christliche Imperativ, welchem seine Vernunft und sein Herz Folge leisten. Der gute und kräftige Mensch betrachtet sich in allen ernsthafteren, gewichtigeren Fällen als das warnende Werkzeug einer höheren Weisheit, und versucht alle diejenigen auf den rechten Pfad zurückzuführen, welche sich in ihrem verwilderten soldatischen Zustande nicht scheuen, ihre heiligsten und unerläßlichsten Verbindlichkeiten gegen Andere zu verletzen oder ihre sittliche Verdorbenheit durch eine hochmüthige Geringschätzung und durch verabscheuungswerthe

Verleumdungen anerkannt redlicher Menschen auf eine frevelhafte Weise kund zu geben.

Ueber den Adel.

Man hat in unsern Zeiten sehr oft gegen den Adel und gegen dessen Erblichkeit mit großer Erbitterung gestritten; es sey mir vergönnt, auch meine individuelle Meinung über diesen Gegenstand auszusprechen. Ich kehre vor allen Dingen auf den Ursprung des Adels selbst zurück, und bediene mich zur Erklärung desselben der nämlichen Worte, welche ein geachteter deutscher Schriftsteller vor mehr als zwanzig Jahren in dieser Hinsicht gebrauchte:

„Als unter guten Fürsten und weisen Gesetzen sich der edle, an großen Thaten und Tugenden eben so als an Räubern fruchtbare Freiheitssinn der Deutschen in die ihm so heilsamen Schranken fügte, blieben die Waffen in den Händen der Tapfersten. Zur Belohnung ihrer getreuen Dienste wurden sie von den obersten Gewaltha-

dern mit Gütern und Flecken Landes beliehen, zu Richtern und Pflegern über ganze Gauen gesetzt, oder ihnen die Bewachung der Grenzen und die Abwehrung des streifenden Gesindels anvertraut. Von den Flecken, womit sie beliehen, von den Gauen, über welche sie gesetzt, von den Grenzen, welche ihnen anvertraut wurden, erhielten sie ihre Benennungen. Dies der Adel! Ein untrügliches Zeichen des Verdienstes!"

Nach dieser Erklärung der Entstehung des Adels setze ich zur Ergänzung Folgendes hinzu: „Späterhin hatten die Fürsten nur noch selten Güter und Flecken zu verleihen, und doch konnten die Regenten diejenigen Männer nicht unbelohnt lassen, welche sich wesentliche Verdienste um den Staat erworben hatten. Da gerieth ein Mann, der die Schwäche der Menschen witzig zu benutzen wußte, auf den Einfall, solche verdienstvolle Männer mit dem Wörtlein „von" zu begnadigen oder zu belohnen, wodurch er jedoch nichts weiter that, als solche Männer zu Besitzern eines längst besessenen Namens zu ma-

chen. Das war freilich eine minder kostspielige Art, Verdienste zu belohnen; indeß die Leutchen ließen es sich gefallen und der Fürst hatte seinen Zweck erreicht. Diese Auszeichnung des Verdienstes hat sich nicht allein bis auf unsere Zeiten erhalten, sondern wird auch noch für die Zukunft und auf alle Fälle so lange fortdauern, als Männer von Kopf und Herz eine solche Auszeichnung nicht geradezu ablehnen und einsehen lernen, daß der Werth des Menschen auf keinen leeren Unterscheidungs-Zeichen beruht, und daß der Bürgerstand die eigentliche Masse ist, aus welcher der Staat den gesunkenen Adel unserer Tage ergänzt. In strenger Rücksicht will es fast scheinen, als ob wir gar kein Recht hätten, gegen einen Stand, aus welchem unsere intellectuelle Bildung einzig und allein hervor ging — gegen einen Stand, dem wir eine solche Auszeichnung lediglich zu verdanken haben, uns eine Undankbarkeit, eine Zurücksetzung zu erlauben, indem wir durch Annahme eines kleinen Wörtchens gleichsam erklären: es sey uns eine Ehre dem bürgerlichen Stande zu entkommen.

Waren die väterlichen Führer unseres Lebens, unsere Lehrer und Erzieher nicht dem bei weitem größeren Theile nach bürgerlichen Ursprungs? Gehören die ersten Köpfe unseres Volkes nicht zu dem Bürgerstande? — Zu unserer Ehre dürfen wir annehmen, daß diese Wahrheiten von der Mehrzahl unseres Volkes bereits erkannt und beherzigt sind, und so ist das fernere Fortbestehen des Adels in den Augen des vernünftigen und aufgeklärten Mannes eine völlig gleichgültige Sache. Unsere Regenten sind zu hellsehend, zu weise und zu gerecht, die Besitzer des Adels bei Verleihung der Aemter und Würden bloß des Adels wegen zu berücksichtigen, und jene Periode ist — Gott Lob! — vorüber, in welcher der Besitz eines abgenutzten Pergaments, zum Nachtheil anderer Klassen des geselligen Vereins, geltend gemacht werden durfte; auch können wir wohl mit Fug und Recht annehmen, daß der bessere und klügere Theil des Adels (denn nur von diesem kann hier die Rede seyn) in der Auszeichnung seines Namens nichts weiter als

eine Erinnerung an die früheren Verdienste seiner Vorfahren, einen Sporn zu Nacheiferung und ein theures Familien-Vermächtniß erblickt — ein Erbtheil, welches uns Bürgerlichen eben so ehrwürdig erscheinen würde, hätten Geburt und Schicksal uns eine ähnliche Stelle in den Reihen der geselligen Ordnung angewiesen. Die Abschaffung des Adels kann keinem Vernünftigen einfallen; sie würde nur das Resultat einer schmerzlichen Revolution seyn können, deren Ausgang nie zu verbürgen wäre, und welche, nachdem sie die Thoren für eine solche Narrheit auf das schmerzenvollste hätte büßen lassen, sie trotz der Umwälzung auf den nämlichen Punkt zurück führte, von welchem sie ausgegangen waren.

Mögte diese, durch die französische Staats-Umwälzung fast buchstäblich bestätigte, Wahrheit von Allen denen vorzugsweise beherzigt werden, welche alle Neuerungen mit der Schnelle des Blitzes und lediglich durch Gewalt eingeführt wissen wollen, ohne zu bedenken, daß das Gute nur allmählig im Schooße des Friedens zu rei-

fen, keinesweges aber durch rohe Gewaltstreiche auf eine erfreuliche Weise in's Leben zu treten vermag!"

Parallele Deutscher und Französischer Sprüchwörter.

Wie man aus dem Reichthum einer Sprache auf den Reichthum der Begriffe einer Nation schließen kann, so kann man auch aus der Art, wie sich diese Begriffe im gemeinen Leben zu äußern pflegen, auf die Sinnesart des Volkes selbst schließen! Sprüchwörter liefern uns in dieser Hinsicht einen sehr richtigen Maaßstab; sie sind gewissermaßen Gemeingut der Volksmasse und aus ihrem Innern hervorgegangen! In Stunden einsamer Muße hat es mir oft ein großes Vergnügen gewährt, zwischen den Sprüchwörtern zweier Nationen Parallelen zu ziehen und Vergleichungen anzustellen, deren Resultat ich hier bereitwillig mittheile.

Man wirft dem Französischen Charakter Leichtsinn vor, und wohl nicht mit Unrecht. Leichtsinn ist das Produkt einer entarteten und bis zum höchsten Gipfel gesteigerten Lebhaftigkeit. Folgende Beispiele mögen uns überzeugen, wie der bedächtige, alles mit ruhigem Ernst erwägende, Deutsche Charakter gegen den lebhaftern Französischen absticht.

I.

Wenn der Deutsche seinen Gast zum Genusse eines zweiten Glases nöthigt, so pflegt er eine solche Einladung mit dem Spruche zu begleiten:

„Auf einem Beine kann man nicht stehen!"

Der Franzose sagt dagegen:

„Il faut deux jambes pour courir!"

Der Deutsche begnügt sich mit dem Stehen.

Der Franzose will dagegen laufen!

II.

Wird die Unterredung zweier Freunde durch einen Dritten unerwartet unterbrochen, welcher

kurz vorher den Gegenstand ihrer Unterhaltung ausmachte, so pflegt der Deutsche zu sagen:

„Wenn man von einem Wolfe spricht, so ist er nicht fern!“

Der Franzose bedient sich dagegen des Ausdrucks:

„Quand on parle du loup, on en voit la queue!“

Während der Deutsche den Wolf bloß in der Ferne vermuthet, sieht der lebhaftere Franzose bereits den Schwanz desselben.

III.

Von Einem, welchem wir, seines geheimnißvollen Wesens halber, nicht sehr trauen, sagen wir Deutschen:

„Stille Wasser sind tief!“

Der Franzose sagt:

„Il n'est pire eau que l'eau qui dort!“

Der Deutsche macht das stille Wasser bloß zu einem tiefen.

Der Franzose hingegen nennt das schlafende das gefährlichste.

Ich könnte diese Vergleichungen noch un-

gleich weiter ausdehnen, begnügte ich mich nicht, den Sprachforschern das Feld angedeutet zu haben, auf welchem ihnen eine interessante Ernte ihrer desfallsigen Bemühungen entgegenlacht.

Giebt es höhere Eingebungen, und üben dieselben einen tyrannisirenden Einfluß auf unseren Willen aus?

Unter höheren Eingebungen verstehen wir diejenige unmittelbare Einwirkung des göttlichen Princips, durch welche dasselbe den menschlichen Willen zu einer bestimmten, und segenbringenden Kraft-Aeußerung auffordert, und vermittelst welcher die menschliche Seele, durch unmittelbare Zuführung erhabener und beglückender Wahrheiten, in den Stand gesetzt wird, eine höhere Stufe in sittlicher oder geistiger Hinsicht zu gewinnen.

Bei der Lösung der durch die Ueberschrift bezeichneten Frage ist es unumgänglich nothwendig, sich zuvörderst zu denjenigen Urtheilen hin-

zuneigen, welche gesund denkende Köpfe zu verschiedenen Zeiten über die Möglichkeit einer solchen Wechselwirkung des göttlichen Princips mit dem menschlichen Geiste fällten, und ich verbinde mit ihrer Beantwortung zugleich die Lösung des Zweifels: „Ob der Mensch ein selbstständiges, und ein moralisch freies Wesen sey — oder nicht?"

Flüchten wir zu den ältesten Weisen, so finden wir, daß Socrates an ein Dämonion glaubte oder an eine höhere Macht, welche seine Handlungsweise bestimmte.

Wenden wir uns zu der Bibel, so lesen wir, daß die Apostel durch höhere Eingebungen geschickt gemacht wurden, die beglückenden Wahrheiten unsers großen Lehrers zu verbreiten.

Ein Weiser der neuern Zeit und zugleich einer der gesundesten Köpfe, welchen die Natur je hervorbrachte, Wieland, drückt sich folgendergestalt aus.

„Des Schicksals Zwang ist bitter,
„Doch seiner Oberherrlichkeit

„Sich zu entziehn, wo ist die Macht auf Erden?
„Was es zu thun, zu leiden uns gebeut,
„Das muß gethan, das muß gelitten werden!“
(Oberon.)

An einem andern Orte sagt derselbe:

„Sogar wenn wir am irrsten gehen
„Führt eine Wolkenhand uns ungesehn einher.“

Also auch Wieland glaubt an ein höheres, und obenein an ein gebietendes Princip des menschlichen Willens.

Schiller erkennt jene höhere Einwirkung in folgenden Versen an:

„Was der Gott mich gelehrt,
„Was mir durch's Leben geholfen,
„Häng' ich dankbar und fromm
„Hier in dem Heiligthum auf!“
(Votivtafeln.)

Und Eberhard äußert im 4ten Theile seines Handbuchs der Aesthetik, pag. 215.

„Was mich in diesem Gedanken, der mir in „diesem Augenblicke, wie durch eine Art von „Eingebung aufsteigt, bestärkt ꝛc.

Also von der Wirklichkeit und Möglichkeit einer solchen Einwirkung des göttlichen Princips, waren die ersten Geister unsers Geschlechts vollkommen überzeugt, und nur darin fehlten einige derselben, daß sie diese Anregung als eine tyrannisirende Einwirkung auf den menschlichen Willen betrachteten, deren Oberherrlichkeit sich Niemand entziehen könne! Ein solcher tyrannisirender Einfluß auf unsern Willen, kann indessen ohne eine empörende Herabwürdigung unserer eigenthümlichen Würde nicht gedacht werden, und wenn auch die mannigfaltigen Verhältnisse des Lebens den menschlichen Willen zu reizen, oder denselben in seinen Kraftäußerungen zu beschränken vermögen, so fühlen wir doch Alle auf das lebhafteste, daß die freie Entschließung zur That in unsere absolute und unbeschränkte Willkühr gestellt ist! In dieser Hinsicht sagt unser Schiller eben so wahr als unübertrefflich schön:

„Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei
Und würd' er in Ketten geboren! —"

Fänden in der That tyrannische, den menschlichen Willen bestimmende Eingebungen statt, so wäre der Mensch nichts weiter als eine Maschine, oder eine mechanische Puppe; er wäre ein bloßes Werkzeug, und wer unter uns mögte dann wohl auf einem solchen Marionettentheater, welches unsere Erde unter diesen Verhältnissen unstreitig bilden würde, noch eine Rolle zu spielen wünschen? Tugend wäre alsdann ein leerer Schall, denn ihre Verdienstlichkeit hinsichtlich des Handelnden fiele sofort hinweg, indem Verdienst rücksichtlich des Letzteren überhaupt nur dann gedenkbar ist, insofern seine Handlung als das Resultat eines freien und selbstständigen Willens erscheint, jeder erzwungenen Kraftäußerung aber die Verdienstlichkeit hinsichtlich des Handelnden abseiten der Vernunft schlechthin abgesprochen werden muß!

Werfen wir einen Blick auf die übrige lebende Schöpfung, so erblicken wir überall die ungebundenste Willensfreiheit, es sey bei den Riesen-Thieren des Waldes, oder bei den winzigen

Ge-

Geschöpfen, welche sich in den todten Räumen der Verwesung ergötzen, und der menschliche Wille sollte nicht unabhängig von jedem tyrannisirenden Einflusse geschaffen seyn? Wenn wir demnach dem menschlichen Geiste die Freiheit des Willens nicht abzusprechen vermögen, ohne mit der Würde der menschlichen Natur in den ungereimtesten Widerspruch zu gerathen, so schließt dies demungeachtet die Möglichkeit einer höheren Anregung des menschlichen Willens keinesweges aus, und es scheint mit Zuverlässigkeit angenommen werden zu müssen, daß sich die Gottheit eine unmittelbare Kommunikation mit dem menschlichen Geiste vorbehalten habe, deren sie sich bei reiferen Geistern vorzugsweise bedient, und dieselbe zu höheren Zwecken benutzt.

Oft erhält der denkende Kopf urplötzlich eine Idee, über deren Entstehung er sich durchaus keine Rechenschaft abzulegen vermag, eine Idee welche er einem höheren Einflusse zuzuschreiben sich gezwungen fühlt, und deren Inspiration sogar die Epopten des Menschengeschlechts nicht

zu leugnen wagten! Freilich fällt das persönliche Verdienst des Angeregten bei einer solchen Inspiration theilweise hinweg, aber ihm bliebe unstreitig das Verdienst, die erkannte neue Wahrheit in's Leben treten zu lassen und zu verwirklichen; ihm bliebe die fernere Ausbildung derselben und das Verfolgen des Zwecks; auch zeugt das Eingehen des Handelnden in den Willen des Schöpfers, oder in die Absichten der höheren leitenden Kraft, von einer vorhergegangenen selbstständigen Bildung und Reife, und es fiele für ihn nichts weiteres als die Ehre der ersten Erfindung hinweg! Ein Fortschreiten in geistiger Hinsicht ist aber auch für die reiferen Menschen, ohne eine solche höhere Mittheilung nicht gedenkbar, und nur an dem Gipfel des Lebens, vermag sich das Neue überhaupt zu gestalten! Die reifern Menschen ragen ihrer Natur und der eingeführten Ordnung zufolge, unmittelbar an das letzte Glied der Engel-Welt, oder das erste Glied in der Menschen-Welt schließt sich dem letzten Gliede der Licht-Welt unmittelbar an!

Es ist übrigens sehr einleuchtend, daß eine solche höhere Anregung nur bei solchen Geistern von segensreichen Folgen seyn könne, welche den höchsten Grad menschlicher Tüchtigkeit und Würdigkeit erlangten, und sich aus eigener Kraft dem höheren Einflusse entfalteten! Je unbedingter und rücksichtsloser dies von Seiten des freien und gebildeten menschlichen Willens geschiehet, desto geschickter und brauchbarer ist der Angeregte für eine höhere Wirksamkeit, und desto schneller wird er die himmlische Folge von Zuständen durchwandeln, welche die große Geister-Kette bilden, deren Schlußring die Gottheit selbst ist!

Ueber den Gebrauch des Bösen und über die Zulassung desselben durch die Vorsehung. —

Auch das Böse ist dem Menschen in einem gewissen Verhältnisse des Lebens erlaubt — ja es kann die Ausübung desselben sogar eine uner-

läßliche Pflicht für ihn werden! Dieser Fall tritt da ein, wo die physische Existenz des Menschen von bösen Frevlern auf eine ungerechte und lebensgefährliche Weise gefährdet wird — nur in diesem einzigen Falle darf sich der Angegriffene des Bösen als Nothwehr bedienen, mit der ganzen Kraft seiner Persönlichkeit dem ungerechten Angriffe entgegen wirken, und den Stachel menschlicher Nattern unschädlich machen! Der Eintritt eines solchen traurigen Falles, gehöret indeß für den echten Menschen zu den Unmöglichkeiten! Der wahrhaft gute Mensch geräth mit dem Bösewicht nie in Kollision, vermeidet jede Reizung der Thoren, und geht unangefochten durch das Leben!

Unter allen Kriegen möchte daher derjenige einzig und allein von der Gottheit entschuldigt werden, welcher für die Selbstständigkeit eines Volkes geführt wird, aber selbst in diesem Falle vermag die äußerste Noth ihn einzig und allein zu rechtfertigen!

Unstreitig bestimmten solche oder ähnliche Ideen Friedrich den Zweiten zum siebenjährigen Kriege. Durch die Verrätherei des sächsischen Kanzellisten Menzel von dem Projekt unterrichtet, welches die Höfe von Wien, (Maria Theresia) Petersburg, (Elisabeth) und Sachsen (Friedrich August der dritte von Pohlen, in seiner Eigenschaft als Churfürst) zu seinem Untergange geschmiedet hatten, kam der kluge, für die Wohlfahrt seines Landes innigst besorgte König, jenem feindlichen Anschlage durch einen schnellen Angriff zuvor, und verhütete durch die Wahl dieses kleinern Uebels, das sonst unvermeidbare größere: den Verlust seiner Selbstständigkeit, und die Unterjochung und Zerstückelung seiner gesegneten Provinzen. Er ließ sich weder durch die angedrohete Reichs-Execution, und durch die abmahnenden kaiserlichen Reichsschreiben, noch durch die übrigen Sophistereien des Reichshofrathskonklusums davon zurückschrecken. Jeder Krieg ist offenbar ein Zustand des höchsten Unglücks und des Bösen, aber in dem vorliegenden Falle blieb

Friedrich dem Zweiten die bloße Wahl zwischen Seyn und Nichtseyn; er entschied sich vernünftigerweise für das Erste, dachte gleich dem Beherrscher Großbrittaniens. „Dieu et mon droit“ — und siegte! —

So dürften auch jetzt noch alle Philosophen der Meinung ihres großen Vorgängers beitreten, wenn dieser in einem Briefe an d'Alembert erklärt:

„Er halte den Diebstahl für rechtmäßig, in„sofern der Unglückliche alle rechtmäßige Mittel „zur Abwehrung des Hungertodes versucht, bei „verhärteten Menschen aber weder Mitleid noch „Hülfe gefunden hätte.“ —

Es ist freilich nicht wohl einzusehen, wie ein solcher außerordentlicher Fall bei den bestehenden Polizei- und Versorgungs-Anstalten gedenkbar sey, und wie die Vermeidung einer solchen Gefahr nicht in dem ernsten Willen des Menschen und in seiner Thätigkeit liegen könne, aber es leuchtet doch aus jener Aeußerung offenbar hervor, daß Friedrich der Zweite bei wirklich gefähr-

deter Existenz jedes Vertheidigungs-Mittel für erlaubt hielt, und durchaus Aristipps Meinung war, welcher wohl nicht mit Unrecht behauptete, daß die Pflicht der Erhaltung, des Menschen erste Pflicht sey, deshalb seine erste Pflicht sey, weil die Erfüllung aller übrigen Pflichten ohne persönliche Existenz nicht gedacht werden könne! Wir dürfen übrigens mit Gewißheit annehmen, daß eine solche Gefahr, durch welche der Mensch gezwungen wird, sein Leben auf Kosten der Moralität zu fristen, zu den seltensten gehört; die bloße Idee ihrer Möglichkeit mag uns indessen auf das festeste bestimmen, unser Herz gegen unsere ärmere Brüder nie auf eine gefühllose und strafbare Weise zu verschließen!

Wenn es übrigens in der angestammten Güte unserer Himmels-Natur liegt, daß der Mensch sich in der Regel nur dann des Bösen bedient, wenn er, unschuldig angegriffen, von seiner ganzen Natur zur Nothwehr aufgefordert wird, so hat es doch von jeher auch Männer gegeben, welche den angriffsweisen Gebrauch des Bö-

sen zur Erreichung moralischer Zwecke für erlaubt hielten, und denselben eifrig empfahlen; dies ist die heillose Moral, welche die Jesuiten predigen, eine Moral, welche um so gefährlicher ist, als sie einen sehr glänzenden Schein des Rechts für sich hat, ja zum Theil viel Wahres enthält, und daher denjenigen, welcher in seinen Grundsätzen noch nicht fest ist, leicht berücken kann! Es sey mir vergönnt, die Unstatthaftigkeit jener heillosen Moral (denn das ist und bleibt sie in den Augen jedes Vernünftigen, weil sie einen ewigen Krieg erzeugt) in das ihr gebührende Licht zu setzen, und in den folgenden Zeilen nicht nur ein solches Jesuiter-Raisonnement, sondern auch ein echtchristliches als Licht-Seite aufzustellen!

Der Jesuit würde folgendermaßen philosophiren:

„Moralische Zwecke heiligen die Mittel! Das Böse bewirkt bei verderbten moralischen Verhältnissen das nämliche, was das Giftkraut in dem krankhaften physischen Zustande hervorbringt! Die vorsichtige und zeitgemäße Anwen-

dung beider Gifte, rettet nicht selten Leib und Seele! Es ist den gebildetern, edleren und kräftigern Naturen erlaubt, auf jegliche Art und Weise, auf die entartete Menschheit zu wirken, ja, alles Große, welches je geschah, ist fast lediglich durch das sogenannte Böse bewirkt, und Blut war nicht selten der Kitt des Herrlichen und Erhabenen! Wer unter uns wagt es in Abrede zu stellen, daß er seine Rechtschaffenheit, seine Selbstständigkeit und seine Energie nicht größtentheils seinen widrigen Schicksalen verdanke? Im Schooße des üppigen Glücks verweichlicht der Mensch, und mit der zunehmenden Verfeinerung wachsen seine Laster! Ist es nicht eine heilige Pflicht jedes guten Menschen, seinen Nächsten von dem Abgrunde hinwegzureißen, welcher ihn unaufhaltbar zu verschlingen droht? Kann in Fällen, bei welchen es auf die ewige Glückseligkeit des Menschengeschlechts, und auf die Erreichung wichtiger moralischer Zwecke ankommt, die Wahl der Mittel in Anschlag gebracht werden? Sind die kräftigsten Mittel in

solchen Fällen nicht auch die besten? Führen sie nicht am schnellsten zum Ziele? Ist es nicht Schwäche und matte Feigherzigkeit, sich vor dem Messer zu scheuen, wenn der Krebs das Leben selbst bedrohet? Giebt es nicht verstockte Naturen, welche durch Liebe schlechterdings nicht gebessert werden können, nicht gebessert werden wollen? Soll ich, der reifere, der bessere Mensch, mich von diesen verwahrloseten und boshaften Geschöpfen unter die Füße treten lassen, und ihren höhnenden Uebermuth in stiller Resignazion ertragen?"

„Fördere ich nicht das Beste dieser Menschen, ja zugleich das eigene, wenn ich es ihnen fühlbar mache, daß sie nicht ungestraft freveln dürfen? Wie? Ich sollte auch den linken Backen darreichen, wenn es irgend einem Boshaften gefiele, mir auf den rechten einen Streich zu versetzen? Mit nichten! Frevel gebührt dem Frevel, und nur durch eine solche kräftige Handlungsweise können die Bösen gehörig gezügelt, und zu den beglückenden Grundsätzen gegen-

seitiger Achtung und Gerechtigkeit hingeleitet werden!"

„Aber, (fährt der Jesuit fort) nicht in Jedermanns Händen gereicht der angriffsweise Gebrauch des Bösen, zur Erlangung moralischer Zwecke zum Segen! Wie in dem krankhaften physischen Zustande der gebildete und gewissenhafte Arzt, die Anwendung eines Giftes einzig und allein zu beurtheilen vermag; wie nur er die Dosis dieses Mittels zu der beabsichtigten Heilung zu beurtheilen im Stande ist, und eine genaue Kenntniß des zu heilenden Subjekts und des krankhaften Zustandes damit verknüpfen muß, so kann, in der verderbten moralischen Welt das Böse, angriffsweise gebraucht, nur in den Händen eines tugendhaften und kräftigen Weisen, auf eine wohlthätige und segenbringende Art auf die verderbte Menschheit wirken! Tugend und Weisheit, in ihrer höchsten und würdigsten Bedeutung, sind die unerläßlichen Bedingungen, welche den angriffsweisen Gebrauch des Bösen zu moralischen Zwecken zu rechtfertigen vermö-

gen, und mit energischer, ausdauernder Kraft gepaart, dazu berechtigen können!"

„Ein solches Wirken ist das ausschließliche Recht derjenigen Naturen, welche einen hohen Grad der Selbstständigkeit auf Erden erreichen, und die Gottheit überläßt ihnen die Zucht ihrer entarteten Brüder, denn sie vermag nur durch Menschen auf Menschen zu wirken, und darf nur von diesen reiferen Menschen eine leidenschaftlose Beurtheilung erwarten, ob überwiegendes Gute aus einer bösen Handlung entspringt, indem nur unter dieser einzigen Bedingung, das Böse, als Angriffsmittel, zur Erreichung moralischer Zwecke bei verderbten Menschen gebraucht werden darf, und die Zulassung desselben von der höchsten Vernunft zu erwarten steht! Hier findet alsdann ein gewisser moralischer Zwang für den Himmel selbst statt, von welchem die Zulassung des Bösen eine ganz natürliche Folge ist! Jene Bedingung ist aber auch um deswillen um so unerläßlicher, da die Wirkungen des Bösen in der moralischen Welt, von

ungleich kräftigeren, ausgedehnteren und bleibenderen Folgen sind, als die des Giftkrautes in der körperlichen, und weil eine geistige Kur mit einer physischen, in dieser Hinsicht überhaupt nicht in Parallele gesetzt werden kann. Nur von dem tugendhaften Weisen darf man mit Bestimmtheit erwarten, daß er nur dann das Böse als äußerstes Mittel zur moralischen Kur anwenden werde, wenn er erkannt hat, daß auf der andern Seite kein Irrthum obwaltet, (denn Irrthum ist kein Verbrechen) wohl aber wirkliche Bosheit, deren verbrecherische Thätigkeit jeder gute Mensch nicht allein zu lähmen schuldig und verbunden, sondern auch die kräftigsten Mittel dazu in Anwendung zu bringen vollkommen berechtigt ist! Die Unterlassung dieser heiligen Pflicht ist an und für sich Sünde. Bedenkt man nun, wie viele Unterlassungs-Sünden seit Anbeginn der Welt auf diese Weise begangen worden sind — Sünden, welche nur in einer thierischen Schlaffheit, (diesen Rost der Seele) in einem sträflichen Egoismus, (diesen Vater so manches Schlechten)

und in der übertriebenen Schätzung eines Lebens, welches uns jede Minute rauben kann — ihren Grund haben können, so erhält man einen solchen hohen Begriff von der Langmuth des Himmels, daß man kaum zu begreifen vermag, wie die Menschen-Race überhaupt noch existiren darf! Müßte jeder Schurke sich vor der rügenden Kraft, oder vor dem rächenden Stahl des besseren Menschen scheuen, so würde die goldene Zeit sehr bald auf Erden ihren Wohnsitz aufschlagen, und die irdische Erziehungs-Anstalt von bösen und unnützen Buben gesäubert seyn, denn daß Tyrannen des Menschengeschlechts und Bösewichte Nichts zu fürchten haben sollten, ist weder gut noch nothwendig!"

„Prüfe dich aber vorher mein Sohn, (würde der Jesuit am Schlusse einer solchen Lektion zu seinem Schüler sprechen,) ob du auch die erforderlichen Eigenschaften zu einem solchen kraftvollen Handeln besitzest, und ob du auch Muth genug habest, für deine Ueberzeugung mit Ruhe zu sterben!"

Und bei dieser Aufforderung wird der Schüler wohl wieder nüchtern werden, wenn er auch durch jenes Raisonnement in Feuer und Flammen gesetzt wurde! — —

Mögen wir nun auch die Gegengründe des evangelischen Denkers unserer Aufmerksamkeit würdigen!

„Es ist nicht zu leugnen, würde der christliche Mann nach Anhörung einer solchen Rede sprechen, daß ein kraftvoller Gebrauch des Bösen, zur gehörigen Zeit und in dem gehörigen Maaße bei verderbten Menschen angewandt, von segensreichen Folgen seyn könne; ja die bloße Zulassung desselben abseiten der Gottheit scheint anzudeuten, daß Fälle im menschlichen Leben gedenkbar sind, in welchen das Böse, es sey nun zur persönlichen Nothwehr, oder zur Besserung ungerechter und absolut lasterhafter Menschen erlaubt seyn müsse, oder doch wenigstens geduldet werden solle; auch kann ich nicht in Abrede stellen, daß jegliches Böse, welches die Gottheit zuläßt, lediglich segenbringendes Gute genannt zu

werden verdient, und daß in den Augen des höchsten Wesens, die Zweckmäßigkeit, Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Mittel, zu den jedesmaligen bestehenden Lebens-Verhältnissen, über die moralische Zu- oder Nicht-Zulässigkeit derselben einzig und allein entscheiden; — ich weiß ferner sehr wohl, daß die größte Selbst-Ueberwindung und die größte Selbst-Verleugnung erfordert wird, die Züchtigung vermeinter Buben oder die ernstliche Bestrafung muthwilliger Frevler zu unterlassen, vorzüglich dann zu unterlassen, wenn wir moralisch überzeugt sind, daß die redlichsten und unbescholtensten Menschen, ja daß wir selbst in Folge ihrer unmoralischen und heillosen Grundsätze leiden oder unglücklich werden, dabei aber zugleich von der festen Ueberzeugung durchdrungen sind, nicht allein die kräftigsten Mittel zur Hemmung dieses Unfugs zu besitzen, sondern auch alle die bedeutenden, zu einem solchen kraftvollen Wirken erforderlichen Eigenschaften, und obenein den glühendsten und reinsten Willen, uns für eine

ver-

vermeinte gute Sache mit Freudigkeit zu opfern; — ich weiß es endlich, daß dieser Kampf der Vernunft mit dem Herzen, der höchste und bedeutendste Kampf im Menschenleben ist; weiß, daß er die gefährlichste Klippe für kräftige und gefühlvolle Herzen zu allen Zeiten war, an welcher so manches edle und glühende Herz im Tumult der Leidenschaft scheiterte — ich weiß das Alles — aber auch gerade deshalb kann ich den angriffsweisen Gebrauch des Bösen, zu moralischen Zwecken, unter keinen Verhältnissen zugeben, geschweige ihn entschuldigen; denn: da alle diejenigen Eigenschaften, welche nach deiner eigenen Aeußerung, zu einer solchen kraftvollen Anwendung des Bösen vernünftigerweise berechtigen dürfen, selbst bei den Besten unsers Geschlechts nicht in dem dazu erforderlichen Grade angetroffen werden, und zwar deshalb nicht angetroffen werden, weil wir Menschen, mögen wir auch die höchste Stufe menschlicher Vollkommenheit erklimmen, doch nur Menschen, d. h. unvollkommne Geschöpfe bleiben, so halte ich den

angriffsweisen Gebrauch des Bösen, zur Errei-chung moralischer Zwecke, für einen frevelhaften Eingriff in die Rechte des allerhöchsten Leiters unserer Angelegenheiten; ich halte ihn für die nie versiegende Quelle abscheulicher Greuelthaten, und für eine nie zu entschuldigende Inconsequenz des Menschengeschlechts, welches demjenigen die Leitung seiner Schicksale nicht einmal zutrauet, dessen Willen dasselbe sein Daseyn und seine Erhaltung einzig und allein zu verdanken hat, und während ein solches Vertrauen sogar unter Menschen statt findet; ich halte ferner einen solchen Gebrauch des Bösen für eine anmaßende Ueberschreitung der Grenzen, welche den Men-schen auf Erden gesteckt sind, und welche die Be-sten unsers Geschlechts bis jetzt noch nicht haben erreichen können; ich halte diesen Gebrauch für eine offenbare Versündigung gegen die Gesetze der moralischen Welt-Ordnung, nach welchen es keinem Menschen gestattet ist, der barbarische Zuchtmeister des eigenen Bruders zu seyn! Die Strafen des Schöpfers ereilen den Verbrecher

unausbleiblich, und treffen denselben, weil sie von einer allwissenden Weisheit und Güte verhängt werden, in dem zu seiner Besserung nothwendigen Grade, treffen ihn unter steter Berücksichtigung des allgemeinen Besten und aller gedenkbaren Verhältnisse, während alles Böse, welches in jener moralischen Rücksicht von Menschen gegen Menschen, d. h. von Sündern gegen Sünder verhängt wird, mehr oder weniger das gehörige Ziel verfehlen, — nicht allein die schreiendsten Ungerechtigkeiten herbeiführen — nicht selten Unschuldige treffen — sondern auch durch das böse Beispiel einer solchen Handlungsweise, und durch die dadurch bewirkte Reizung des Getroffenen, das Uebel in der Welt ärger machen und den goldenen Frieden auf ewig verscheuchen muß!"

„Handlungen der Gewalt vermehren das Uebel auf eine positive Weise; sie vermehren dasselbe ohne die bestimmte Aussicht eines unbedingt glücklichen Erfolges! Handelt der Vernünftige nach solchen Grundsätzen? Wie schön singt schon unser guter Homer:

„Alle gewaltsame That mißfällt den seligen Göttern,
„Frömmigkeit ehren sie nur und billige Thaten der Menschen!“

„Kann man die Gottheit christlicher charakterisiren? Welcher unaufhörliche Krieg, und welche gewaltsame Thaten würden aber aus der allgemeinen Befolgung deiner Maximen entspringen, zu deren Ausübung sich ein jeglicher weise genug dünken würde! Nein, mein Freund, soll je der Frieden auf Erden einheimisch werden, so muß die in der Offenbarung *) enthaltene Erklärung des Schöpfers, zufolge welcher er allein vergelten will, auf das strengste und allgemeinste respektirt, und selbst dann nicht dagegen gehandelt werden, wenn wir durch rohe Gewaltthaten viele nach unseren Ansichten Unschuldige retten, oder verstockte Verbrecher nach unserer Meinung bessern könnten! Wir können nie mit

---

*) Offenbarung ist nichts anderes als Ausspruch der höchsten Vernunft.

apodictischer Gewißheit zuvor berechnen, ob unser sträfliches Wirken diejenigen guten Folgen wirklich herbeiführen werde, welche wir uns von demselben versprechen; der große Leiter unserer Schicksale, müßte doch unter allen Verhältnissen das Beste zu dem Erfolge unseres Wirkens beitragen — warum Ihm also diese Sorge nicht von Hause aus und unbedingt überlassen? Ergründest Du vielleicht die Tiefen des menschlichen Herzens? Durchschauest Du die verwickelten und verschlungenen Verhältnisse des menschlichen Lebens mit vollkommener Klarheit? Weißt Du, in welchem Verhältnisse eine einzelne Weltscene, die dich vielleicht unangenehm affizirt, zu dem Besten des Weltalls steht? Ist dein Mittel, wodurch du das Gute zu fördern gedenkst, wirklich das richtige, das einzig wahre, das zweckmäßigste, das gerechteste, das mildeste? Ist die Anwendung des harten Erziehungs-Princips in der That nothwendig? Macht es dir wirklich Freude, deinem irrenden Bruder Böses zuzufügen, vielleicht im höheren Grade zuzufügen, als zu

seiner Rettung erforderlich ist? Nein, mein Freund, fühle es mit mir, daß sich Menschen über Menschen nie zu Richtern aufwerfen dürfen, und daß kein Mensch ein Verbrechen zur Erreichung moralischer Zwecke sich erlauben darf!"

„Sie müssen diese Angelegenheit lediglich der allwaltenden Vorsehung überlassen! Sie allein ist im Stande, die Uebertretungen gegen die Gebote der Vernunft und des Gewissens nach Maaßgabe des verübten Bösen, nach dem Erkenntnißgrade des Handelnden, und nach den geheimsten Beweggründen einer That zu rügen; sie allein vermag zu entscheiden, wie viel auf den Drang der Umstände, auf Temperament und Bildung, und was auf die Rechnung des Willens zu setzen sey! Und wie herrlich hat sie dafür gesorgt, daß der ausschweifende Wille des Menschen nie die zur Wohlfahrt nothwendigen Grenzen, zum Nachtheil des Ganzen überschreite? Jegliche Uebertretung des Sitten- und des Natur-Gesetzes bestraft sich durch sich selbst; phy-

sisch durch den Schmerz; moralisch durch das Gewissen. Die Ahndung ereilt den Bösewicht früh oder spät, oft erst auf dem Sterbelager, ja selbst im Todeskrampfe! Sey überzeugt, daß die Strafen des Gewissens und die eigene Selbst-Anklage, die fürchterlichste und hinreichendste Strafe sey! Könnten wir die so häufigen Quellen des Mißmuths erspähen, oder wären wir fähig, die Blässe so manches Menschen-Antlitzes zu entziffern, so würden wir unter Millionen Fällen, nicht einen einzigen entdecken, in welchem jene Resultate nicht von den Folgen eines bösen Gewissens, oder von der freventlichen Uebertretung irgend eines göttlichen Gebotes herrührten! — Du behauptest, die Gottheit könne nur durch Menschen auf Menschen wirken, und zweifelst dadurch offenbar an der Allmacht deines eigenen Schöpfers! Der Allmächtige bedarf des winzigen Menschen zur Erhaltung der moralischen Welt-Ordnung nie! War es nicht sein Hauch, welcher die hochmüthigen Legionen an der Beresina zerschmetterte? Afflavit Deus & dissipati erant!

Ihm, dem Allmächtigen stehen die gewaltigen Naturkräfte in ihrem ganzen Umfange zu Gebote; ein einziger Athemzug bringt dir Tod und Leben, und du wähnst der Zuchtmeister des Menschengeschlechts seyn zu dürfen? Du wagst es die Masse des Bösen in der Welt zu verdoppeln? Und das Alles in einer Welt, welche nur der höchsten Liebe ihre Entstehung und Erhaltung verdankt, einer Liebe, von welcher du selbst die Vergebung deiner eigenen Thorheiten, und das große Vorrecht der Unsterblichkeit erwartest? Fühlst du nicht, daß du den Gott der Liebe durch jegliche Härte beleidigst? Verblendeter Unglücklicher! Nicht zum Werkzeuge kleinlicher Rachsucht, welche dein verirrter Sinn auf eine frevelhafte Weise dem Gotte der Liebe anzudichten wagt, wurdest du von dem Weltenschöpfer ins Leben gerufen, wohl aber zur vollkommensten Glückseligkeit, und zum anbetenden Genusse seiner unzählbaren Wohlthaten!"

„Bessere, mein Freund, deine irrenden Brüder, wenn du mit dir selbst im Reinen zu seyn

dir gestehen darfst, durch Worte der Milde und des Ernstes, und vorzüglich durch dein eigenes Beispiel! Das sind die einzig erlaubten, allgemein anwendbaren und unschädlichen Wege, deren sich der gute Mensch bedient, wenn sein Gefühl ihn zur Bekehrung der Lasterhaften anspornt, aber nie müsse dein Feuereifer, so lauter er auch in seinen Quellen sey, dich zu Gewaltschritten verleiten, Schritte, welche durchaus nicht in den ruhigen und milden Plan der Gottheit passen; nie müsse er dich so stark verblenden, das Gute uud Wahre auf Kosten deines Gewissens oder auf eine Weise herbei führen zu wollen, zu welcher du weder Fug noch Recht hast! Weh' dem, der zur Wahrheit geht durch Schuld, spricht Schiller, sie wird ihm nimmermehr erfreulich seyn! Und kann ein Vernünftiger wohl überhaupt zweifelhaft bleiben, ob er lieber in einer Welt leben wolle, in welcher man den Irrenden liebend zurecht weiset, und die Fehler des Bruders schonend erträgt, in einer Welt, welche lediglich durch Weisheit und durch Liebe

blühet — oder in einer Welt, in welcher das Schwert des Henkers unaufhörlich von dem Blute des Bruders trieft? — Das Gebot des größten Wohlthäters unsers Geschlechts, wenn anders dasselbe unverfälscht zu uns gekommen, ist übrigens keinesweges so buchstäblich zu verstehen, als deine Sekte zur Beschönigung ihrer heillosen Principien es deutet: Jesus wollte durch das Beispiel von dem Backenstreiche einzig und allein zu verstehen geben, daß die Erhaltung des Friedens nur durch hohe Selbst-Verläugnung, und durch ein exemplarisches Dulden zu bewirken stehe, und daß der reifere Mensch eher die empfindlichste Beleidigung, nach dem Beispiel der Gottheit erdulden müsse, ehe er sich dem Gefühle kleinlicher Rachsucht überlasse, und selbst Unrecht thue! — Der gute Mensch stellt sein ganzes Leben demjenigen mit einer unbedingten Ergebung anheim, welchem er dieses Leben einzig und allein verdankt! Er wird das Reich Gottes auf Erden auch bei andern fördern; ja es ist diese Art des Wirkens die süßeste Belohnung

eigener Reife, aber er hütet sich, zur Erreichung moralischer Zwecke unrechtmäßige oder gewaltsame Mittel zu gebrauchen! Der gute Mensch verabscheuet einen solchen Mißbrauch seines freien Willens! Er fördert das Beste Anderer auf den beiden angegebenen, das Gewissen nicht beunruhigenden Wegen! Er sucht sein Zeitalter von unwürdigen Thorheiten zu heilen, aber seine erleuchtete Vernunft sagt ihm, daß dies einzig und allein durch eine richtige, dem Irrenden beizubringende und von demselben freiwillig anzuerkennende und anzunehmende Würdigung des Lebens und seiner eigentlichen Verhältnisse, keinesweges aber durch Thaten roher Gewalt auf eine sichere und beruhigende Weise zu erreichen sey; denn da, wo jene Ueberzeugung nicht freiwillig angenommen wird, und wo das lebhafte Gefühl, Unrecht gethan zu haben, bei dem Fehlenden nicht Wurzel schlägt — da richtet die Gewalt noch viel weniger, ja nicht das mindeste aus! Erkenne also mit mir, daß die Bändigung des eigenen Willens der höchste Sieg sey, den

Menschen je erringen können, und daß der große, geduldige Sinn, dieses Palladium gegen alle äußere Angriffe, diese schirmende Aegide in den Stürmen des Erdenlebens einzig und allein, durch eine unbedingte Ergebung in den Willen der Gottheit erlangt werden könne! Er beruht auf der schlichten Anerkennung des Daseyns Gottes, denn: ein Sinn, welcher sich in Gewaltthaten äußert, ist eine wahre Atheisterey; er zieht Gottes Eigenschaften durch seine Handlungen in Zweifel, wenn er gleich das Daseyn der Gottheit nicht zu läugnen wagt!"

„Gewaltthaten setzen daher stets eine unrichtige Erkenntniß der Gottheit, und einen Mangel des Vertrauens zu derselben voraus; sie sind die unglücklichen Kraftäußerungen unreiferer Naturen, und werden von der Gottheit als härtere Uebungs-Principien verstockterer Menschen zwar geduldet, aber nie gut geheißen!" —

So würde der christliche Mann sprechen, und welcher Freund des Friedens und der Ordnung, träte nicht mit Freuden auf seine Seite? —

Die große Lehrerin des Menschengeschlechts, die Geschichte, bestätigt es überall zur Genüge, daß die Vorsehung sehr oft böse Handlungen zuläßt, Handlungen, welche sie durch Fügung der Umstände und vermittelst des Spielraums, welchen sie sich in der Körper-Welt sehr weislich vorbehielt, so leicht hätte verhindern können, aber dann geschieht diese Zulassung lediglich nur in solchen Fällen, wenn aus der bösen Handlung überwiegendes Gute entspringt, wenigstens ist dies die einzige Rechtfertigung der göttlichen Weisheit! So bedient sich die Gottheit des bösen Thäters oft als eines Werkzeuges der Strafe oder der Prüfung; ja es sind sogar Fälle gedenkbar, in welchen der handelnde Bösewicht in den Augen des Getroffenen als ein wirklicher Wohlthäter erscheinen kann. Dies hebt aber dessen ungeachtet seine Schuld nicht auf, und er bleibt dem Himmel für den begangenen Frevel nichts desto weniger verantwortlich, deshalb verantwortlich, weil die Entschließung zur That in seinem freien Willen stand!

In der moralischen Welt Gottes giebt es keinen Zufall, und darf es keinen geben! Unendliche, nur zu wenig beachtete Fälle in der Geschichte, beweisen dies zur Genüge! Die Vorsehung verhütet und verhindert alle diejenigen Handlungen, welche zu einem schädlichen Resultate führen, und von denen kein reiner Gewinn, wohl aber positiver Nachtheil zu erwarten stand; wenigstens ist diese Annahme der Würde und Consequenz der Vorsehung vollkommen angemessen. Unser ganzes Menschenleben ist eine Erziehungs-Anstalt zur höheren Reife und zu einer vollkommenern Selbstständigkeit. Es ist also zu erwarten, daß die Aufseherin unserer Angelegenheiten, gleich dem vernünftigen Hausvater Niemandem solche Handlungen und Eingriffe verstatten werde, durch welche positiver Nachtheil für die Anstalt entspringen könnte! Dürfte das verwahrlosete Kind seinem gewissenlosen Vater oder seinem nachlässigen Erzieher nicht bei reiferer Erkenntniß den gewichtigen Vorwurf machen: „Warum verhindertet Ihr mich nicht am Bösen?“

Und was könnte die Vorsehung in Zukunft auf die ähnliche Frage desjenigen erwiedern, dem sie es auf Erden, im Zustande der Kindheit, verstattete, seine moralische Freiheit zu gemeinschädlichen oder verderblichen Zwecken zu mißbrauchen? Jegliches Böse, welches daher die Leiterin der menschlichen Angelegenheiten zuläßt, muß überwiegendes Gute zur Folge haben, und kann nur als bessernde Strafe der schlechtern oder als Prüfungs- und Bewahrungs-Mittel der bessern Menschen, vor größern Uebeln betrachtet werden! Die Geschichte unserer Zeit beweist übrigens zur Genüge, daß jeder Frevler schon auf Erden gestraft wird! Was das Kind als Kind verschuldete, muß es als Kind büßen! Was der Mensch als solcher verbrach, muß er als solcher büßen! Sehr wenig Ehre macht es unserm Geschlechte freilich, daß die Gottheit sich oft in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt sieht, das Böse zu gestatten, denn je härter der Lehrer seine Zöglinge zu erziehen gezwungen ist, desto verstockter erscheinen dieselben!

Geht übrigens aus jeder bösen Handlung, welche die Gottheit zuläßt, überwiegendes Gute hervor, so hat die ewige Liebe schon auf Erden dafür gesorgt, daß das Gefühl der Schuld das Herz des Frevlers bei eintretender Erkenntniß seiner Sünde nicht zu hart zerfleische! Wird aber derjenige, welcher das Böse aus niedern egoistischen Absichten veranlaßte, dadurch weniger strafbar? Mildert diese vorsorgende himmlische Güte die Schuld seines Frevels? Nur Thoren vermögen sich so zu täuschen! Ueberall wird Schaam über seine irdischen Thorheiten den Frevler begleiten, und es gehört gewiß eine lange Zeit dazu, die Bitterkeit der richtenden Gefühle zu mildern!

Mögte diese Wahrheit von uns allen auf das nachdrücklichste beherzigt werden! Mögten wir uns unaufhörlich daran erinnern, daß wo und wie ein Jeder unter uns auch handeln möge, die Beweggründe seines Wirkens vor demjenigen enthüllt liegen, der in die tiefsten Falten des Herzens schaut, und die Verdienste eines Jeden auf strenger Waage abmißt.

Ueber Kriege, ihre Entstehung und Verhütung.

„Gewalt giebt Recht!" — Ein höllisches, teuflisches Prinzip! — Gewalt soll das Recht bloß unterstützen, kann aber an und für sich kein Recht geben. Nur von dem Zeitpunkte an wird das goldene Zeitalter des Menschengeschlechts sich datiren, wo diese Wahrheit in ihrem ganzen Umfange anerkannt wird, und wo jeder Einzelne dem Andern Gerechtigkeit widerfahren läßt. Simple Gerechtigkeit ist der Schlüssel aller Glückseligkeit!

Schöne Zeit! wo man wird sagen können:

„Der Mensch hat das vor dem Thiere voraus, daß er seines Gleichen weder mordet, noch morden läßt; es ist das einzige Wesen der Erde, welches die Würde seiner eigenen Natur in der Würde seines Nebenmenschen anerkennt."

Menschen, dies liegt in Eurer Macht! Warum wüthet ihr gegen Euer eigenes Geschlecht?

Warum mordet Ihr Euch gegenseitig, wie Tiger und Hyänen? Indeß haben nicht alle Kriege in unmoralischen Ursachen ihren Grund; viele derselben dürften eine nothwendige Folge der Uebervölkerung oder des Zusammendrängens auf einen Haufen und der dadurch erzeugten Noth sein.

Begnügten sich alle Ehepaare auf unserer Erde an der bloßen Wiederbesetzung ihrer Stellen, d. h. an einem Paar Kinder, so würden Kriege, deren Ursachen in der bloßen Uebervölkerung zu suchen sind, wenigstens nicht so leicht möglich sein; bei der übertriebenen Fruchtbarkeit und Leidenschaftlichkeit so vieler Familien ist indeß auf eine Abhülfe, welche in der vernünftigen Zügelung und Beherrschung eines sinnlichen Bedürfnisses ihren Grund hat, wenigstens fürs Erste noch nicht zu rechnen, und was das Tollste ist, so setzen die ärmeren, ja, die ärmsten Klassen die meisten Erdenbürger in die Welt, ohne alle vernünftige Rücksicht auf die von der Vorsehung ihnen verliehenen physischen und moralischen Mittel.

Leute, welche kaum für sich selbst das trockene Brod besitzen, sind nicht selten von einem ganzen Haufen von Kindern umringt, welche mit den kläglichsten Mienen und in den herzbrechendsten Tönen um Brodt schreien. Großer Gott! dachte ich oft bei einem solchen Anblicke, sind das auch Aeltern-Freuden? — Zu ihrem wahren Glücke sind solche Aeltern indeß, der Regel nach, weniger gebildete und gefühlvolle Menschen, ja, ich selbst kenne einen Familienvater der ärmeren Klasse, welcher mir mit der ruhigsten und heitersten Miene versicherte: „er habe Gott gedankt, wenn er eins seiner Kinder aus dem zahlreichen Kreise seiner Sprößlinge abgerufen habe, denn nicht selten hätte er seine Jungen hungrig zu Bette schicken müssen.“

O Ihr, die Ihr oft in fluthender Freuden-Fülle ganze Nächte durchschwärmt, Ihr, denen Geburt und Schicksal — selten eigene Verdienste — glücklichere Tage bereiten, gedenkt Eurer ärmeren Brüder! Bedenkt, daß die Summe, welche Ihr auf eine einzige Karte nicht selten zu setzen

pflegt, den Werth des Brodtes ausmacht, womit Ihr eine arme schuldlose Jugend mehrere Wochen lang zu sättigen im Stande gewesen sein würdet! —

Wie soll aber der Staat solchen Kriegen, welche die fortschreitende Progression der Menschenzahl endlich unvermeidlich macht, und welche Gelegenheits-Ursachen, z. B. politische Ungerechtigkeiten, allerdings beschleunigen können, vorbeugen? Kann und darf er durch Gesetze die Fortpflanzung des Menschengeschlechts hemmen? Das wäre widersinnig und würde das Uebel ärger machen; denn, nach einem bewährten, im angestammten Freiheitsgefühl des Menschen gegründeten, Satze: „nitimur in vetitum, cupimusque negata,“ wären Verbrechen die unausbleiblichen Folgen. Aber das kann der Staat thun: er kann durch einen jährlich zu veranstaltenden, der Ehre und dem Vermögen des Menschen unpräjudicirlichen, Ostracismus dem Uebel bei Zeiten vorbeugen, und viele ärmere, im Elend schmachtende Familien würden sich dieser Ver-

bannung unstreitig mit Freuden und aus freier Wahl unterwerfen, wenn ihnen vom Staat die Mittel zur Reise und zur Ansiedlung auf fernen unbewohnten Inseln oder in menschenleeren Gegenden Europa's gegeben würden. Die Staaten des festen Landes müßten zu diesem, gewiß nicht unwichtigen, kosmopolitischen Zwecke unter sich und mit den Seestaaten in Unterhandlung treten, und zu dessen Erreichung die humansten und zweckdienlichsten Mittel verabreden, außerdem aber den im Lande zurückbleibenden unruhigen und unbeschäftigten Köpfen durch nützliche, große Arbeiten und unsterbliche Unternehmungen eine unschädliche Richtung geben.

Alle Staaten Europa's scheinen gegenwärtig an einer solchen Uebervölkerung zu leiden, und es ist aus diesem Grunde höchst wahrscheinlich, daß die Vorsehung in Kurzem dem Menschengeschlechte einen ausgedehnteren Wohnplatz anweisen und wichtige Entdeckungen im Innern unsers Erdkörpers zulassen werde.

Betrachtungen über die menschliche Bildungsfähigkeit und den menschlichen Willen.

Nichts verbürgt dem menschlichen Geiste die Ewigkeit seiner Dauer in einem höheren Grade, als die durch keine Schranken begrenzte Bildungsfähigkeit seiner geistigen Natur. Nichts ist widersprechender, und deshalb lächerlicher, als der Gedanke, der Schöpfer habe Kräfte und Anlagen zu einem *ewigen* Wirken, zu einer unbegrenzten Entwickelung und Vervollkommnung geschaffen, um eben diese Kräfte und Anlagen nach einer *periodischen* Wirksamkeit der Vernichtung Preis zu geben!

Die Dauer alles Materiellen ist nothwendigen und unabänderlichen Gesetzen unterworfen: für das Geistige sind die Begriffe von Aufhören in der Zeit oder Vernichtung — leere Worte! Der Geist schwingt sich über die Sterne und lächelt auf den Trümmern der Verwesung. Eine

Kraft, welche, ihrer Natur zufolge, ins Unendliche fortstrebt, trägt ihre Ewigkeit in sich selbst, und es bedarf für die Unsterblichkeit einer solchen Kraft keines Beweises. Was ist — ist! Nur das Wie? der Fortdauer hat sich der Schöpfer sehr weislich, und vielleicht aus dem einfachen Grunde vorbehalten, um die zu frühzeitige Entweichung von seiner Erde zu verhindern, nicht zu gedenken, daß nunmehr, ohne eine bestimmte Aussicht auf Lohn und dereinstige Anerkennung unserer Verdienste, eine echt-sittliche Größe hienieden statt finden kann. Unsere Seele ist ein Theil der Urkraft, und muß daher nothwendig eben so lange dauern, als die Urkraft selbst, mit einem Worte — ewig! Bestreiten wir doch nicht einmal die Ewigkeit des Lichtstoffes oder der Elektricität, und doch sind diese Urstoffe, im Vergleich mit dem Wesen der Seele, nur sehr untergeordnete Kräfte, und unsere Seele ist vielleicht die Quintessenz des Lichtstoffes oder der Elektricität.

Daß so wenige Menschen auf Erden einen höheren Grad der Vollendung und Vollkommen-

heit erreichen, als sie denselben in jeder Hinsicht erreichen könnten und erreichen sollten, liegt wahrlich nicht an der herrlichen Bildungsfähigkeit unserer Himmels-Natur, sondern fast einzig und allein in der Apathie oder in der Verkehrtheit des menschlichen Willens; es liegt in dem Drucke und in der Verkehrtheit irdischer Verhältnisse, in einer tadelnswerthen Gewöhnung, und vor allen Dingen in dem häufigen Mangel menschlicher Selbstständigkeit. Leider haben bis auf die neuesten Zeiten eine vernunftwidrige knechtische Erziehung und manche verabscheuenswerthe Politik nur zu oft das Ihrige dazu beigetragen, jene Uebel zu verstärken, anstatt dieselben zu heben.

Aber es ist der Wille und die Absicht des Schöpfers, daß Alles der Vollendung entgegenreife. Der Mensch darf nur wollen; aber wollen muß er, vernünftig wollen, wollen mit der ganzen Kraft seines Geistes; denn der Wille ist die einzige Bedingung der Handlung, ohne welchen die letztere nie ins Leben treten kann, und ohne dessen Vernunftgemäßheit sie

nie ins Leben treten sollte. Die ganze Welt existirt ja nur deshalb, weil der Allmächtige wollte, und ohne seinen Willen gehörte die Schöpfung zu den Unmöglichkeiten.

Jeder vernünftige Geist, er heiße Mensch oder Engel, Cherub oder Seraph, ist Herr dieses Willens, und nur den Ausschweifungen desselben sind weise Grenzen gesteckt. Es ist eine absurde Lächerlichkeit und ein beschämendes Geständniß des Mangels an Selbstständigkeit, wenn Menschen begangene Fehler mit dem Drange äußerer Verhältnisse oder durch die Gewalt des Temperaments beschönigen wollen. Der ist, bei dem Allmächtigen! noch nicht zu dem Gefühle seiner Kraft und zu dem Bewußtsein seiner Würde gelangt, welcher ein solches entehrendes Geständniß seiner Schwäche abzulegen vermag. Er beurkundet seine Unmündigkeit, und muß der Obhut reiferer Geister anvertraut werden.

Der kräftige und geläuterte Wille ist von keinen äußeren Einflüssen abhängig; es giebt nichts Unabhängigeres in der Welt, als einen sol-

chen Willen; er ist die wahre, die eigentliche Seele des Menschen.

Die Geschichte unseres Geschlechtes liefert unzählige Beispiele, daß der echte menschliche Wille allen geistigen und körperlichen Leiden Trotz zu bieten vermag. Kein Tyrann besitzt die Macht, dem kräftigen, selbstständigen Willen zu gebieten. Nein! Ein kräftiger Wille tyrannisirt viel eher den Tyrannen.

Welcher Geschichtskundige erinnert sich nicht mit herzerhebendem Gefühle an die vielen und furchtbaren Leiden, welche der Beste der Menschen und der erhabenste Lehrer der Weisheit und Tugend erlitt? Verkannt, verspottet, gehöhnt, gemißhandelt, ans Kreuz geschlagen, hatte sein fester, geläuterter Wille die außerordentliche Kraft, für seine verblendeten Mörder Verzeihung zu erflehen. Welches erhabene, in Zeit und Ewigkeit hinüber leuchtende, Beispiel der geläutertsten Menschen-Natur, der göttlichsten Selbstverläugnung! Ihm, dem wahrhaften Sohn der Gottheit, gebührte daher auch vorzugsweise das Prä-

dikat: Erlöser; denn er läuterte unsern Verstand, er erlösete ihn von der Herrschaft der Irrthümer, und beruhigte dadurch zugleich das menschliche Herz.

Und welchen Triumph hatte ihm sein himmlischer Vater bereitet! Wie herrlich siegte der Fürst des Lebens über die furchtbaren Leiden, welche ihm seine Feinde bereiteten! Wie siegreich ließ ihn der himmlische Vater aus diesem Kampfe hervorgehen! —— Auf gleiche Weise schützte die Vorsehung unsern kräftigen, selbstständigen Luther, und so wird sie Jeden erhalten und beschützen, welcher mit reinem Willen große Zwecke verfolgt. Aber wollen muß der Mensch, redlich wollen! Nach moralischen Ur-Gesetzen kommt der Seegen alsdann unausbleiblich von oben. Den Erfolg seines Wirkens stelle er der höheren Macht mit unbedingter Ergebung anheim, wie jeder echte Mensch es seit Jahrhunderten that, und opfere mit freudigem Hochgefühl selbst seine Erden-Existenz, wenn wichtige moralische Zwecke auf keine andere Weise, als

durch die Hingebung des irdischen Daseins zu erlangen stehen. Herzensgüte ist zu erhabenen Handlungen an und für sich auch keinesweges hinreichend; es bedarf der Handelnde außerdem und vorzugsweise einer richtigen, mit Kraft verbundenen Erkenntniß; es handelt sich also um nichts Geringeres, als um die vollkommenste moralische und intellektuelle Würdigkeit, wenn die Gottheit den Handelnden schützen, und sein großes Werk mit Seegen belohnen soll.

Eine große Bahn des Wirkens, ein hohes Ziel der Vervollkommnung und Veredlung ist dem menschlichen Geiste und dem strebenden Willen gesteckt. Ist es die Schuld des Schöpfers, wenn so Viele auf der Hälfte der Bahn stehen bleiben, so manche auch nicht das mindeste für ihre eigne, geschweige für die Ausbildung und das Wohl Anderer, thun?

Der Mensch ist gleich dem Diamant. Diesem giebt erst das Schleifen, jenem echte, Geist und Herz umfassende, Bildung seinen wahren Werth. Die ewige Güte stellte es Jedem anheim, sein

eigener Bildner zu sein, und nirgends ließ sie es dazu an vielfachen Anregungen ermangeln!

Das Menschengeschlecht bietet dem aufmerksamen Beobachter unendliche Grade der Bildung dar. Zwischen dem Philosophen, welcher sich den Schöpfer als Spiritus spiritualissimus denkt, und dem Wilden, welcher seinem Gotte die hölzerne Nase abschlägt, um sie durch eine thönerne zu ersetzen — welcher himmelweite Abstand! Welcher Abstand zwischen dem Märtyrer der Wahrheit, welcher für eine heilige, zum Wohle des Menschengeschlechts gereichende, Ueberzeugung seine Erden-Existenz freudig hingiebt, sein Leben unter den schrecklichsten Martern aushaucht, und zwischen dem Natur-Menschen, welcher zur Befriedigung eines thierischen Bedürfnisses den Bruder mordet! Giebt es einen größeren Schmerz für gebildete Naturen, als den Anblick einer solchen thierischen Verwilderung des menschlichen Geistes? Und existirt für bessere und edlere Naturen eine heiligere Veranlassung zum Wirken, als diese: jene ungebildeten, mit Anlagen, wie die ihrigen, ausge-

rüsteten Geister der Vervollkommnung und Veredlung entgegen zu führen, und ihren Willen zu dem Wahren hinzuleiten?

Aber auch der Retter seiner ungebildeteren Brüder ringe dabei mit Eifer zum eigenen höheren Ziel! Er hat noch unendliche Stufen zu erklimmen, ehe er es sich gestehen darf, dem Urgeiste nur einigermaaßen näher gekommen, ihm nur entfernt näher gerückt zu sein. Der Mensch ist nur eines der letzteren Glieder in der großen Kette, welche mit dem Ewigen, dem Unerreichbaren beginnt, und mit Wesen schließt, deren Existenz wir in unserem jetzigen Zustande nicht einmal ahnen. Welche unendliche Lücke bleibt uns noch auszufüllen zwischen dem vernünftigen Geschöpfe, welches wir Mensch nennen, und zwischen demjenigen, welcher in einem unbegrenzten Raume unzählbare Weltsysteme rollen läßt, und auf allen diesen Welten, leuchtenden und erleuchteten, Geister- und Körper-Welten, das Schicksal einer jeden Kreatur mit unendlicher Liebe umfaßt!

Jauchze, mein Geist, daß es der Unendliche war, welcher Dein Loos ordnete!

Freiheit und Gleichheit.

Freiheit und Gleichheit! Inhaltschwere Worte! Wie furchtbar hat Euer Mißverständniß auf das Menschengeschlecht gewirkt! Wie oft seyd Ihr in den Händen schlauer und egoistischer Bösewichte der Köder gewesen, mit welchem sie die schwächere Menschheit berückten! Möge eine solche unglücksschwangere Zeit auf Erden nie wiederkehren! Möge die Französische Umwälzung den fernsten Geschlechtern als warnendes Beispiel und als eine ewige Lehre erscheinen! Ja, es giebt eine Freiheit, meine Brüder, eine ewige, unvergängliche Freiheit, und diese begründet sich durch reine, unverfälschte Sitten, durch unsere Selbstbeherrschung und durch die Grundsätze der allgemeinen, von der Vernunft und dem Gewissen befohlenen, Gerechtigkeit; sie gründet sich, mit

einem Worte, auf alle Tugenden und Vorzüge unseres Geschlechts; aber wer unter uns ist so blödsinnig, diese himmlische Freiheit, diesen Preis unserer Selbstbildung, diese unter dem unmittelbaren Schutze der Gottheit stehende Freiheit mit jener zügellosen und entarteten Frechheit zu verwechseln, welche unter jenem ehrwürdigen Namen ihr heilloses Spiel treibt und in ihrem wüthenden Wahnsinn die Gottheit selbst zu entthronen wagt!

Gleichheit! Ja, auch sie wird einmal für uns Menschen im Allgemeinen eintreten, oder sie existirt vielmehr für alle diejenigen, welche sich zu einerlei Höhe intellektueller und sittlicher Vollkommenheit emporschwangen; eine andere Gleichheit aber auf Erden oder im Himmel verlangen, als jene, welche sich auf die geistig sittlichen Vorzüge des Menschen-Geschlechts und auf ihre gegenseitige Harmonie gründet, heißt eine Unmöglichkeit fordern. Aeußere Gleichheit ist eine bloße Schimäre; sie ist ein leeres Hirngespinnst, und kann nach dem Willen der Gott-

heit

heit nie eintreten. Wo bliebe der Sporn für die Menschheit zur Anwendung und Ausbildung ihrer Kräfte und Talente? wo der Reiz zu der für die Menschheit eben so heilsamen, als nothwendigen Thätigkeit? Wo blieben alle die tausendfachen Freuden, welche mit dem Bewußtsein verknüpft sind, jene äußeren Vorzüge durch eigene Kraft errungen und sie durch Anstrengungen jeglicher Art verdient zu haben? Wo bliebe alles dieses, wenn es auch wirklich möglich wäre, die äußeren Glücksgüter zu gleichen Parzellen unter das Menschengeschlecht zu vertheilen? Und wie lange würde eine solche äußere Gleichheit dauern? Wie schnell würden der Ehrgeiz, die Habsucht, der Neid, die List, ja selbst die Gewalt sich in Bewegung setzen, um ihr Uebergewicht geltend zu machen, und den aten Zustand der Dinge wieder herbeizuführen? Nein, meine Freunde, lassen wir uns durch solche thörigte und widersinnige Vorspiegelungen nie irre führen! Einem Jeglichen unter uns ward schon bei seiner Geburt ein bestimmtes Maaß von Kräften

und Talenten beschieden (oder existirt vielleicht kein Unterschied zwischen einem Schiller und einem Cretin?) und so giebt es unter dem Menschengeschlecht schon von Haus aus unzählige Klassen, von denen die erste an den Himmel und die letzte an die Faune grenzt. Aber alle können glücklich sein; glücklich durch die Zufriedenheit mit dem ihnen von der Vorsehung zugetheilten Maaße von Kräften; glücklich, wenn sie diese ursprünglichen, einer unbestimmten weitern Entwickelung fähigen, Kräfte und Anlagen zur höchstmöglichen Vollkommenheit bringen und das allgemeine Beste zum Ziel ihres Strebens machen. Und so mag dann ein Jeder in seinem Kreise das Mögliche dazu beitragen, das Beste des Menschengeschlechts nach allen verliehenen Kräften zu fördern und zu vermehren! Laßt uns einander helfend, tröstend, rathend und schützend beistehen, und unsere Ansprüche auf äußere Glücksgüter nie über das Gefühl unserer Würdigkeit ausdehnen! Nur mit diesen Gesinnungen, nur mit dieser Selbstgenügsamkeit wird und kann

uns die Erde zu einem Paradiese werden! Die alte, nicht selten von gotteslästerlichen Lippen erschallende, Klage: daß unsere schöne Welt ein Jammerthal sei — eine Klage, die sich auf die Verwechselung des Begriffes Welt mit den durch eigene Schuld verdorbenen menschlichen Verhältnissen und auf verkehrte Lebens-Ansichten überhaupt gründet — diese so oft erschallende Klage wird alsdann immer seltener gehört und wahrhafte Glückseligkeit unter unserm Geschlechte mit jedem neuen Tage einheimischer werden!

Alle äußeren Glücksgüter, alle Erdengüter verbleiben bei unserer Verpflanzung dem mütterlichen Boden, — nur das schöne Bewußtsein treuerfüllter Pflichten und das erhebende Gefühl errungener Geistes- und Herzens-Vorzüge folgen uns nach!

Charakter-Gemälde eines echten Richters des neunzehnten Jahrhunderts, nach längst vorhandenen Grundzügen entworfen.

Der echte Richter des neunzehnten Jahrhunderts darf sich von keinen dunkeln und verworrenen Gefühlen, nicht von den Geburten seiner Phantasie, von starken sinnlichen Eindrücken und trügerischen Indicien hinreißen lassen, sondern er muß bei allen seinen Untersuchungen von Begriffen, welche die Vernunft billigt, von anerkannten Grundsätzen und apodiktischen Thatsachen ausgehen; er muß unter keinerlei Vorwand auf zweideutige und unzuverlässige Zuflüsterungen oder Eingebungen fremder Personen, auf schwankende Sagen und unverbürgte Gerüchte, sondern auf die Winke, Warnungen und Urtheile seines eigenen Gewissens lauschen, die subjektive Güte des Angeschuldigten und seine Verhältnisse vorzugsweise ins Auge fassen, und als ein freies selbstständiges Wesen sich selbst bestimmen. Ue-

berall zeigt der echte Richter die weiseste Mäßigung; er weiß, daß aufbrausende, leidenschaftliche Hitze, Leichtsinn und Ehrgeiz unter gewissen Verhältnissen, auf einem solchen wichtigen Posten nicht zu berechnendes Unheil stiften können, ein Unheil, welches seine sämmtlichen Talente, so ausgezeichnet sie auch seyn mögen, nicht zu vergüten im Stande sind. Er ist unablässig mit der Veredlung seines Herzens beschäftigt, denn er ist überzeugt, daß, ohne entschiedene Rechtschaffenheit und Güte desselben, die streitenden Partheien sich nie wohl befinden können, und daß diese Eigenschaften an und für sich selbst schon den Mangel guter Gesetze weniger fühlbar machen.

Mangel an Humanität und gefühllose, bei der Untersuchung in Härte und Grausamkeit ausbrechende Rohheit hält der echte Richter für unverzeihliche Hauptfehler. Ein reger Eifer beseelt ihn, die ihm noch mangelnden Kenntnisse in den Gesetzen des Landes zu erlangen, um dem ganzen Umfange seines wahrhaft königlichen Amtes

Genüge zu leisten. Er weiß, daß nur Uebung, mit Kenntniß verknüpft, in allen Geschäften und Künsten des praktischen Lebens den Meister mache, und die Kräfte seines Geistes schärfe, stärke und entwickele; Kräfte, welche ohne eine solche zweckmäßige Uebung nicht zureichen und unter keinen Verhältnissen durch die frivolen Kombinationen gewöhnlicher Kartenspiele oder durch üppige Libationen zur Vollkommenheit gelangen.

Der echte Richter erliegt bei dem Gedanken, in der erhabenen Rolle, zu welcher er berufen ward, ein Pfuscher zu bleiben, und durch schülerhafte Schnitzer die Würde des Amtes zu schänden; er sucht sich unaufhörlich daran zu erinnern, daß weder barbarische Gewohnheiten, noch das Beispiel roher Vorfahren, noch die Vorschriften inconsequenter Gesetze gegen die Grund-Verfassung und die angestammte Würde der menschlichen Natur gültig sein können, oder gegen dieselben geltend gemacht werden dürfen.

Ungeheuchelter Eifer für die Ehre seines Standes, ohne Anmaßung und Ehrgeiz, ohne

Menschenfurcht und Menschendruck, und die Grundsätze der allgemeinen, von der Vernunft und dem Gewissen befohlenen Gerechtigkeit leiten ihn ohne die geringste Ausnahme. Ihm ist es nicht unbekannt, daß jeder Ausspruch der gesunden Vernunft nicht nur die Kraft eines Gesetzes habe, sondern das höchste Gesetz selbst sei. In Folge dieses kathegorischen Imperativs hütet er sich, irgend einen seiner Erdenbrüder als eine moralische Null zu behandeln, denn er weiß, daß willkührliches Verfahren in Sachen, welche das Eigenthum, die Ehre und die persönliche Freiheit der Menschen, mit einem Worte, die höchsten und heiligsten Güter des Lebens betreffen, kein Vorrecht der höchsten Gewalt ist, und daß kein einziger Mensch schuldig und verbunden sei, sich despotisch beherrschen zu lassen oder Tyrannen-Launen zum Ziele zu dienen, die Staats-Verfassung seines Landes sei welche sie wolle. Erfahrung und Geschichte haben ihm in ununterbrochenen Beispielen gezeigt, daß Despotismus und privilegirte Gesetzlosigkeit zu allen Zeiten die

ersten und vorzüglichsten Quellen des öffentlichen Elends gewesen sind und selbst die stumpfsinnigsten Halbmenschen empören.

Der echte Richter wird jeden Unschuldigen bei dem Seinigen auf das kräftigste und nachdrücklichste schützen. Ihm sind Beispiele gegenwärtig, wo willkührliche Mißhandlungen, Beraubung der bürgerlichen Rechte, der persönlichen Freiheit, der Ehre, der Gesundheit und des Lebens, an Einem Schuldlosen begangen, ganze Reiche in den Abgrund erschütternder Umwälzungen stürzten. Er ist nie so verblendet, zu glauben, daß der gemeine Mann dumpf, gleichgültig oder leichtsinnig gegen die Angriffe seines Ehrgefühls und gegen barbarische und unmenschliche Mißhandlungen bleiben werde; denn ihm ist nur zu wohl bekannt, daß es für jeden Menschen, möge er auf dem Throne oder in der Hütte geboren sein, Augenblicke giebt, in welchen er über seinen Zustand nach seinem angebornen und gegenwärtigen Gefühl urtheilt und nüchterne Vergleichungen anstellt; ihm ist ferner bekannt, daß Unruhe

und Unzufriedenheit, bitterer Groll und Rachsucht, Gefühle, welche aus dem menschlichen Herzen durch eine herabwürdigende Behandlung nothwendig entspringen, nicht selten die schlimmsten und ausgebreitetsten Folgen nach sich ziehen, und daß die Kraft-Aeußerungen erbitterter Gefühle und erhitzter Leidenschaften sich nicht immer in einem bloßen Zähneknirschen auflösen; auch weiß er nur allzuwohl, daß sittliche Umwälzung von allen Despoten, Demagogen, Hierophanten und Sophisten nicht gehindert werden kann, und kämpften sie auch mit vereinigter Höllen-Gewalt.

Der echte Richter kennt und ehrt endlich den Geist unserer großen Zeit. Früh schon lernte er einsehen, daß das große Werk, an welchem die Natur schon seit Jahrtausenden arbeitet, auch gegen den Willen verderbter Geschlechter, seinen Riesengang mit Ruhe und Würde fortsetzt; daß die Menschheit in dem herrlichen moralischen Cyklus, den ihr die Gottheit selbst vorzeichnete, unaufhaltbar fortrückt, unablässig vor-

wärts schreitet, und nicht früher rasten wird, bis ein gemeinschaftliches Bruderband die ganze Menschen-Familie umschlingt, und Freiheit, Kraft und Liebe, Weisheit und Tugend bei jedem Einzelnen einheimisch geworden sind.

Die Offenbarung.

Wie ist es möglich, daß je in der Welt Atheisten haben existiren können, da doch Alles in der Natur den Menschen zu dem Schöpfer hinführt, und ihn an den Urheber und Regierer der Welt auf eine unwiderstehbare Weise erinnert?

Die Natur ist die herrlichste, die größte und erhabenste Lehrerin! Sie ist es, welche den Menschen in Zeit und Ewigkeit umgiebt, und ihn mit dem Schöpfer auf das innigste vereinigt. Ueberall predigt sie in so großen, herrlichen, so leicht zu verstehenden Bildern zu unserm Verstande, spricht so einfach, so rührend, so wahr zu unserm Herzen, daß selbst der Beschränkteste

und Verstockteste sie begreifen, den Mißbrauch seiner moralischen Freiheit kennen lernen, und mit dankbarem reuigem Gefühle dem großen Vater in die stets offnen Arme sinken muß! Kein Schmerz ist so heftig, kein Leiden so drückend, wogegen diese alma mater nicht Balsam für ihre Lieblinge in Bereitschaft hätte! In allen ihren Schöpfungen und Geburten spricht sich der ewige, der unendliche Zweck ihres erhabenen Schöpfers: Beglückung aller lebenden Wesen, auf das unzweideutigste aus; alle ihre Einrichtungen fördern diesen großen Zweck und selbst da, wo sie zu zerstören scheint, wo sie der kurzsichtige Sterbliche als eine wüthende, grausame Vertilgerin zu erblicken wähnt, entspringt überwiegendes Gute und beglückender Seegen für das allgemeine Beste aus ihrem Wirken. Und wo ist der Schwächling, welcher sich über diese momentanen Verluste nicht zufrieden geben könnte? — Treffen doch alle diese Uebel nur die Körperwelt, um dem Menschen gleichsam zu zeigen, daß diese keinesweges der letzte Zweck der Schöpfung, son-

dern daß sie der höheren geistigen Welt überall untergeordnet sey! Stehen der Allmacht doch so unendlich viele Mittel zu Gebote, alle diejenigen auf das reichlichste zu entschädigen, welche durch nothwendige Naturereignisse, ein früheres Erdenziel fanden, ja vielleicht durch eigene Schuld finden mußten! Mögten sich doch die Menschen endlich von der Wahrheit überzeugen, daß fast alle Uebel und Leiden der Erde lediglich von dem verkehrten und verderbten Willen des Menschengeschlechts herrühren, und daß nichts lächerlicher sey, als das Auflehnen des sterblichen Menschen gegen die Gottheit, wenn er für seine eigenen Fehler und Laster büßt, und die nothwendigen Folgen derselben ihn endlich treffen!

Wann werden die Menschen einsehen lernen, daß es nur die Tugend sey, welche sie auf den Weg zur Glückseligkeit führen könne; daß das Raupenleben der Erde der bei weitem kleinere, der bei weitem unerheblichste Theil ihrer Existenz sey, und gegen die Ewigkeit fast in gar keinen Betracht kömmt? Unter Ewigkeit verstehe ich

aber keineswegeg das bloße Fortschreiten in der Zeit, sondern das Fortschreiten in sittlich=geistiger Hinsicht. Für den rohen, ungebildeten Menschen giebt es in dieser Hinsicht gar keine Ewigkeit; er lebt nur in der Zeit, und ist das sclavische Geschöpf derselben. Die Ewigkeit des Gebildeten fängt sich dagegen schon auf Erden von dem Augenblicke an, wo er seine Kraft ungetheilt auf das unendliche Ziel richtet, welches seinem Geiste aufgestellt wurde, und dessen Ideal die Gottheit selbst ist. Die bloße Einhauchung dieses Ideals in Millionen Geister ist allein schon der redendste Beweis von der unendlichen, überall sich auf das vollständigste aussprechenden, und doch nie ganz zu begreifenden Allmacht des Schöpfers!

Wenden wir unsere Blicke auf die Natur, auf diese Dollmetscherin der Gottheit, in welcher sie uns gleichsam ein Symbol ihrer erhabenen Vollkommenheiten und Eigenschaften zur Nacheiferung gegeben hat, und durch welche sie ihren Willen unserer Vernunft kund thut und allein kund thun konnte; so sehen wir uns über=

all mit den herrlichsten Symbolen unserer ewigen Dauer und unserer Bestimmung umgeben.

Seht das Gestirn des Tages, die Königin unseres Planetensystems; seht die majestätische Sonne, wie sie aus der Finsterniß immer siegreich hervorgeht, die Wolken, den Nebel und alle bösen Dünste zertheilt, und sie in fruchtbare Regentropfen, in reinen erquickenden Aether auflößt! Giebt es ein schöneres Symbol für den Menschen, als diesen ewigen Läuterungs-Prozeß? Giebt es eine sprechendere Verheißung, als diesen ewigen Sieg des Lichts und der Klarheit über Nacht und Finsterniß? Existirt eine nachdrücklichere Aufforderung für den Menschen, selbst aus dem Bösen Gutes hervorzurufen, und es in Seegen für die Menschheit zu verwandeln? Ja, meine Freunde, so wird auch unser inneres Licht dereinst über die nächtliche Hülle, welche uns auf Erden umschließt, den Sieg davon tragen und glänzender strahlen!

Betrachtet nun das Saamenkorn! Seht, wie es sich allmählig entwickelt, wie es immer

höher strebend der Vollendung entgegenreift, bis es zuletzt mit seegensreichen Aehren sein irdisches Daseyn beschließt! — Seht den Baum, wie er im Leben Euch mit seinen Früchten labt, Euch mit seinem Schatten erquickt, und selbst durch seinen Tod Euer unendlicher Wohlthäter wird! Konnte der Schöpfer Euch eindringendere Bilder geben, Eure geistige Natur zu vervollkommnen, und durch gute Thaten Eure Erden-Existenz zu verherrlichen? Und ihr wolltet dem Baume nachstehen, und keine guten Werke zum Seegen der Menschheit hinterlassen? —

Betrachtet die Raupe! Armseelig und verachtet kriecht sie am niedern Boden, dem Zertreten und anderen feindseeligen Kräften blosgestellt! Aber es gelingt ihr, sich einzuspinnen! Die Allmacht bewirkt durch die Diener ihres ewigen Willens, durch Naturkräfte ihre Verwandlung! Aus den Puppen der Raupen entwickelt sich das herrliche, wundervolle Geschlecht der Lepidoptern, erhebt sich in die reineren Lüfte und verspottet die Eile des nachsetzenden Knaben! Ich frage Euch:

Konnte die Vorsehung deutlicher zu dem Menschen reden? Giebt sie ihm dadurch nicht auf das evidenteste zu verstehen, daß, in so fern er sich vor dem Zertretenwerden durch die Leidenschaften in Acht nimmt, Herr seiner selbst bleibt, und sich vor den verderbenden Einwirkungen der Sünde hütet, eine schönere Existenz, ein glorreicher Triumph seiner wartet? Und wir suchen Offenbarung in todten Lettern? — —

Ideen über das Leben.

Das Leben ist ein steter Kampf! Alles zielt darauf hin, unsere Kräfte zu üben und durch diese Uebung zu erheben, zu veredeln, zu vervollkommnen! Die Bedürfnisse und Leidenschaften der Menschen sind daher bloße Uebungsprincipien einer höheren Weisheit, und müssen lediglich von dieser Seite betrachtet werden! —

Kaum verläßt der Säugling seine heilige Zelle; kaum hat sich ein neuer Funken an dem

frühe-

früheren Urstoff entzündet, und betritt, als ein geschlossenes selbstständiges Ganze, die Bühne des Lebens, so macht der Schmerz seine Macht an der zarten Knospe geltend. Er scheint der Prüfstein zu sein, ob das Kind der Entwickelung in der ihm gewordenen Hülle fähig sey, und die himmlische Natur, diese große Stellvertreterin des göttlichen Willens, sieht sich nicht selten genöthigt, das kaum begonnene, irdische Leben wieder abzukürzen, und dasselbe in einer andern Gestalt oder vielleicht auf einem anderen Planeten fortdauern zu lassen, um den Eltern den ungleich heftigeren Schmerz einer späteren Trennung zu ersparen! Wohl den Letzteren und vorzüglich der Mutter, wenn ihr Gewissen sie von dem Tode des Säuglings frei spricht; wohl ihr, wenn sie in der Periode der Entwickelung nicht durch ungezügelte Leidenschaften oder auf eine andere nachtheilige Art auf die Frucht einwirkte, und auf diese Weise die Mörderin ihres eigenen Kindes wurde! Wie oft mag die Mutter in ihrer Verblendung auf den Himmel zürnen, wenn sie ihre

Nachlässigkeit, ihre Sorglosigkeit und ihren Leichtsinn in Erfüllung heiliger Pflichten einzig und allein anklagen sollte. Sie allein war es, welche den herrlichsten Anlagen ein frühes Grab bereitete, und sich dadurch auf die sträflichste Weise des von der Gottheit in sie gesetzten Vertrauens unwürdig machte! —

Die Körperwelt folgt bestimmten, allen Naturen durch Vernunft und Instinkt bekannten Gesetzen, und wenn die Vorsehung auch einen Spielraum zu gewissen höheren Zwecken sich in derselben vorbehielt, so ist deshalb doch keineswegs anzunehmen, daß sie alle diejenigen Fehler, welche die Menschen aus Apathie oder Gewissenlosigkeit sich gegen jene Gesetze zu Schulden kommen lassen, in jedem einzelnen Falle wieder gut machen, und von den eingeführten Gesetzen der Weltordnung eine Abweichung sich erlauben sollte!

Kein krankhafter Zustand trifft den Pflegebefohlenen der Seele, den Körper urplötzlich; der Schmerz geht immer warnend vorher und fordert

den Menschen auf, die Natur des Uebels zu ergründen, der Ausbreitung desselben durch vernünftige Mittel zuvorzukommen, und die Stockung der Maschine zu heben!

Wozu ward dem Menschen überhaupt die Vernunft ertheilt, als dazu, daß er vermittelst derselben das Schädliche meiden und das Gute wählen solle!

Welches kräftige Geschlecht würde auf Erden erblühen, wenn die Eltern im Allgemeinen es sich zur unerläßlichen Pflicht machten, nur für die physische Bildung ihrer Kinder eine größere Sorgfalt zu tragen, und ihre Sprößlinge durch Bewegung in freier Luft, durch Bäder und durch gymnastische Uebungen aller Art zu kräftigen! Welche herrliche Menschen-Raçe würde den Erdboden füllen, wenn die Menschen bei der Wahl der ehelichen Gefährten und Gefährtinnen sich mehr von dem harmonischen Znsammenstimmen in geistiger und physischer Hinsicht, als vom schmutzigen Eigennutz, und von armseligen conventionellen Verhältnissen leiten ließen und das Horazische:

Fortes creantur fortibus et bonis gewissenhafter bedächten! —

Der Geist kann sich zwar, der Erfahrung zufolge, auch in einem schwächlichen Körper, ausbilden, aber, ob er nicht länger auf Erden hätte wirken können, wenn seine Hülle von Kindheit an gekräftigt worden wäre, das ist eine Frage, deren Bejahung Niemand abläugnen kann, so wenig es Jemand in Abrede stellen wird, daß der von einem gesunden Körper unterstützte Geist ungleich thätiger und ausgebreiteter zu wirken, sich zu einer bedeutenderen Höhe in jeder Rücksicht empor zu schwingen vermag, als derjenige, welcher sich auf seinen irdischen Gefährten nicht verlassen darf, und bei allen seinen Unternehmungen durch denselben gehindert wird!

Wie viele Tausende mögen seit dem Anfange des Menschengeschlechts blos wegen dieser Vernachlässigung des Körpers zu früh in's Grab gesunken seyn, Andern ihr Tagewerk aufbürdend und ohne je daran gedacht zu haben, daß der Körper die einzige Bedingung ihrer Erden-Exi-

stenz ist, und von der Güte und Brauchbarkeit desselben, die Funktionen, der Frieden und die Ausbildung des Geistes in solchem hohen Grade abhängig sind!

Bei einem gesunden, gebildeten Körper wird dem Menschen das Leben und jeder Kampf unendlich leichter; der gebildete Geist trotzt hinter einem solchen Bollwerke selbst dem heftigsten Sturme; denn Geist und Körper stehen in der schönsten Wechselwirkung, und in der vollkommensten Harmonie!

Das ist das Ideal der echten Menschheit, welches fast jeder hienieden erreichen kann, ja nach dem Willen des Schöpfers erreichen soll, und wohl ihm, wenn er es erreichte! Die Stürme des Lebens bleiben nicht aus! Leidenschaften, eigene und fremde, suchen schon früh ihre Macht und ihren Einfluß geltend zu machen; das Bedürfniß treibt den Menschen hinaus auf das Meer des Lebens, und wehe dem Unglücklichen, welcher als ein unerfahrener, willenloser Steuermann in einem lecken Fahrzeuge sich den Wellen anvertraut!

Er gleicht dem schwachen Rohre, welches jeder Windstoß zu zerknicken droht; der Starke hingegen trotzt den Wellen, und mit einer reichen Ladung von Kenntnissen und Verdiensten landet er jenseits!

Wie wenige mögen jenen Hafen mit Glück und mit echter Selbstzufriedenheit erreichen! Wie Vielen werden die Augen nur dann erst sich öffnen, wenn sie sich hier schließen und ihr geschärfter Blick nun die Masse von Himmels-Gütern überschaut, in deren Besitz sie sich so leicht hätten setzen können, wenn sie früherhin gewollt hätten!

Arme unglückliche Geschöpfe! Was helfen Euch nun Euere zusammgerafften Schätze, Euere Sterne und Ordensbänder!

Wo sind Euere Thaten? —

Jedem Edlen ist eine große Laufbahn hier auf Erden eröffnet!

Zu der Erringung wahrer Verdienste und Vorzüge bedarf es keinesweges der Gunst äußerer Verhältnisse oder der Freisprechung von den

Sorgen des Lebens; der Mensch darf nur wollen und er siegt!

Wie oft schwang sich der selbstständige Wille vom tiefsten Thale zur bedeutendsten Höhe! Und ist der Sieg nicht um so ruhmvoller, je größere Schwierigkeiten sich dem Kämpfer entgegenstellen?

Was würde die Erde bereits für ein Paradies sein, wenn jeder Mensch nur eine wahrhaft große und gute That auf derselben vollbrächte. Aber ach, nur wenige Zähler! Die Meisten sind leere Nieten, deren nichtiges Gewühl die Treffer einhüllt! Wenige ringen mit Ausdauer aus reinem Sinn nach der lohnenden Palme! Heimgefallen sinnlichen Begierden und Leidenschaften langt die bei weitem größere Zahl mit zerrüttetem Körper und stümpfem, lebensmüdem Geiste bei dem Ausgange des Lebens an, und ein neuer härterer Uebungs-Kursus ist die unausbleibliche Strafe aller derer, welche ihre selbstständige Ausbildung auf Erden versäumten! — —

Gott ist das höchste, gesteigertste Leben, der erklärteste Feind alles dessen, was Tod heißt! Tod

existirt nirgends! Das, was wir Tod zu nennen pflegen, ist bloßer Uebergang in andere Verhältnisse, ist eine simple Vertauschung der Form.

Es ist der Wille des Schöpfers, so vielen Geschöpfen als möglich das Daseyn zu ertheilen; daher der ewige Wechsel aus der Körper- in die höhere Geister-Welt! Und wer zählt die Decillionen von Wesen aller Arten, welche in dem nicht zu ermessenden Welten-Raume ihr Glück und ihre Bestimmung in alle Ewigkeit finden können; in diesem Raume, dessen Grenzen die kühnste Phantasie mit ihren Adlerschwingen nicht zu erreichen im Stande ist, und in welchem der Schöpfer vielleicht in alle Ewigkeit neue Weltsysteme hervorruft?

Wer ahnet die unendliche Zahl der seligsten Verhältnisse, in welchen Geister zu Geistern stehen können, Verhältnisse, wie wir sie nirgends auf Erden oder auf jeder andern Körperwelt finden, Verhältnisse, deren Anknüpfung und Lösung keine Ewigkeit zu hemmen vermag, und deren Wahl die allmächtige Güte unserm freien Willen gänzlich anheim stellt!

Welcher beseligende Gedanke: mit den selbstständigsten Wesen aller Zeiten und Orte vom Moses bis zum Sokrates, vom Sokrates bis zum Luther, nach freier Wahl in seliger Gemeinschaft zu leben, mit ihnen den tiefen Entwurf des beglückenden Urgeistes in seinen unendlichen Richtungen, in seinen Ursachen und Wirkungen mit stets wachsender Erkenntniß und reiferer Einsicht zu übersehen, den Welten-Plan und unser eigenes früheres Wirken mit der höchsten Kraft und Klarheit zu verfolgen, und nach erlangter Tüchtigkeit und Würdigkeit eine erhabene Rolle in irgend einem Weltsysteme zu übernehmen!

Welches reiche Leben erwartet die bewährten Menschen! Und wir sollten nicht muthig für die bessere Welt dulden? Wir sollten die Vorbereitung zu einem solchen Leben nicht mit dem regsten Eifer, nicht mit dem treuesten Fleiße benutzen? Verdienen diejenigen von einer Existenz zur andern fortzuschreiten oder zu einem höheren Wirkungskreise zu gelangen, welche ihre erste Existenz auf Erden nicht einmal zu würdigen verstanden? —

Wie in der Menschenwelt die Leidenschaften

nächst dem Bedürfniß dazu bestimmt sind, die Kräfte anzuregen, den Menschen zu veredeln und ihn zur Selbstständigkeit hinzuleiten, so scheinen in der übrigen lebenden Welt gewisse Thiere, welche wir mit dem unrichtigen Namen Raubthiere bezeichnen, vorzugsweise dazu bestimmt zu seyn, die Kräfte der thierischen Welt zu üben und sie vor einem todten Hinbrüten und Erstarren zu bewahren, außerdem aber durch eine instinktmäßige Vertilgung derjenigen Geschöpfe, welche ihre irdische Bestimmung bereits erreicht hatten, den später kommenden Geschlechtern Platz zu verschaffen, und das nothwendige Verhältniß der Klassen, Ordnungen, Gattungen und Arten aufrecht zu erhalten!

Ein leichter, schneller und unerwarteter Tod schneidet den Lebnsfaden des vernunftlosen Thieres plötzlich ab, und entführt die geläuterte Urkraft zu einer schöneren Bestimmung, während der vernünftige Mensch unter der Aegide der gegründetesten Hoffnung seiner veränderten Existenz mit Freuden in die Arme sinkt!

Tröstungen für Unglückliche.

Wirst Du in diesem Erdenleben von irgend einem Leiden heimgesucht, von irgend einem Unfall betroffen, unglücklicher Bruder oder unglückliche Schwester, so suche Dir vor allen Dingen die Frage auf eine nüchterne und klare Weise zu lösen: ob Du ein solches Leiden verdient oder durch eigene Schuld herbeigeführt habest? Spricht Dein Gewissen nach einer solchen unpartheiischen Prüfung Deiner Verhältnisse Dich dann von jenem Vorwurfe frei; giebt dieser innere Richter Dir dann das unschätzbare Zeugniß, Dein Möglichstes gethan und Dein Unglück auf keinerlei Weise, weder durch Begehungs- noch durch Unterlassungs-Sünden herbeigeführt zu haben: — o welches Leiden könnte Dich dann erschüttern oder die Heiterkeit und Ruhe Deines Herzens trüben! Dein Leiden ist alsdann nichts weiter als eine bloße Schickung Gottes, zu irgend einem für die Menschheit wichtigen und wohlthätigen Zwecke! Heil Dir, daß Du von der Gott-

heit gewürdigt wardst und gewürdigt werden konntest, das Werkzeug ihrer erhabenen Absichten zu werden! Was in der Welt kann Dir alsdann über diesen faktischen Lobspruch gehen! Du bist der Auserwählte der Gottheit; auf Dich fiel ihre Wahl, denn Du warst der Würdigste, Du warst der Kräftigste zur Erreichung ihres edlen Zwecks und Du wirst dieses ehrende Vertrauen Deines Schöpfers nicht täuschen! — Du aber, Unglücklicher, dem dieser beruhigende Himmelstrost nicht zu Theil werden kann, weil Du für die eigene Schuld büßest — verzage nicht! Dein Leiden soll dazu dienen, Dich daran zu erinnern, wer Du seyst und was Du zu hoffen oder zu fürchten habest! Benutze diese Prüfungszeit zur Einlenkung auf den rechten Pfad, und halte Dich versichert, daß Gott mit Dir zufrieden ist und selbst mit Wohlgefallen auf Dich herabsieht, wenn unbillige Menschen das Unmögliche von Dir verlangen! Flüchte in seine Vaterarme und vergüte nach vollbrachter Prüfung durch verdoppelte Anstrengung das früher Versäumte! Auch in den

traurigsten Momenten Deines Lebens blühen für Dich noch Freuden; Freuden, welche Deinem Innern entsprießen und wie Du sie nirgends in der Außenwelt antriffst! Erheitere und erhebe Dich aus eigener Kraft und richte Dein erschüttertes Gemüth durch den Hinblick auf alle jene Vorzüge empor, welche das Schicksal Dir noch übrig ließ; lenke Deinen Blick vorzugsweise auf das Gute, welches aus Deinem Leiden nothwendig entspringen muß, und vor allen Dingen befestige Dich in dem Glauben, daß die Hand, welche jedes Wesen durch die Labyrinthe dieses Erdenlebens führt, auch Dich dem Elende nicht zum Raube lässet! Bedenke, daß es Tugenden giebt, deren Erlangung nur durch Leiden zu erhalten stehen und daß es noch keinen Menschen gab, an welchem das Schicksal nicht früher oder später seine heilsame Zucht ausübte! Ja selbst im Kerker kannst Du Dir Tugenden erwerben, welche im Taumel der Welt nie in einem solchen Grade zu erhalten stehen! Dort erwirbst Du am schnellsten jene ruhige Besonnenheit, jene unerschütter-

liche Standhaftigkeit und Festigkeit, jene ausharrende Geduld und Mäßigung, jene Gleichgültigkeit gegen Vergnügen und Schmerz, gegen Hunger und Durst, Frost und Hitze, jene Zügelung aller Leidenschaften, jene gänzliche Ergebung in den Willen des Himmels, jene vollkommenste Selbstkenntniß, jene gründliche und unschätzbare Bekanntschaft Deines ganzen Wesens, und endlich jenen innigen Umgang mit Gott, ohne dessen Besitz Du nie vollkommen glücklich zu seyn Dir gestehen darfst!

Erwäge endlich, daß ein einziger Augenblick Alles umgestalten kann, und nach dem Ausspruche der Erfahrung umgestalten wird, deshalb umgestalten wird, weil Alles auf Erden einem steten Wechsel unterworfen ist, und erinnere Dich dabei an Schillers unsterbliche Worte, welche er allen Unglücklichen in folgenden Versen vorzugsweise zurief:

„Noch keinen sah ich fröhlich enden,
„Auf den mit immer vollen Händen
„Die Götter ihre Gaben streun!

Und bist Du nun durch alle diese Betrachtungen zu einem ruhigern Gefühle und zu einer höheren Lebensansicht gelangt, dann präge Deinem Herzen für die ganze Folgezeit nachstehende Lebensregeln eines unserer vorzüglichern Dichter ein, welche, wenn Du sie zur unabänderlichen Richtschnur Deines künftigen Verhaltens nimmst, Dich nicht allein bei hohem Selbstgefühl und im wahren Glauben erhalten, sondern auch vor den Gefühlen der Reue und des Kummers auf das kräftigste verwahren werden:

„Mit Männerstolz vor Königs Thronen stehen,
„Nie der Gewalt den freien Nacken beugen,
„Doch gern das Haupt vor wahrer Größe neigen,
„Den Gang des Rechts mit kühnem Trotze gehen;
„Nicht weibisch klagen um der Erde Wehen,
„Dem Mißgeschick die heitre Stirne zeigen,
„Sich schließen an des Glaubens frommen Reigen
„Und hoffend aufwärts zu den Sternen sehen,
„Für Wahrheit, Licht und Tugend männlich streiten,
„Ein offnes Herz dem Schönen stets erhalten,

„Um Minneglück mit reinem Sinne werben —
„Wen diese Lehren durch das Daseyn leiten,
„Dem blüht es auf in fröhlichen Gestalten —
„Ihm ward die Kunst zu leben und zu sterben!

Der vorsätzliche Zweikampf.

Das wag' ich alles, was dem Manne ziemt.
Wer mehr wagt, der ist keiner!

Shakspeare's Macbeth.

So hart auch der Staat den Zweikampf verpönt hat, so häufig hört man in unsern Zeiten von Duellen! Nirgends fallen indeß diesem, auf irrige Begriffe von Ehre und Muth gegründeten Vorurtheile, häufigere Opfer, als da, wo die Blüthe des Volks einer selbstständigen Entwickelung ihrer geistigen Anlagen entgegenreift — auf Universitäten! Beweise für diese Behauptung liefert die Geschichte zur Genüge. Manche kräftige Stütze des Vaterlandes sank als Opfer dieser gräßlichen Epidemie, gegen welche die geschärf-

teſten

testen Gesetze bis jetzt mit geringem Erfolge kämpften.

Ist es schon in der Körperwelt schmerzlich, eine aufblühende Knospe als eine Beute des nagenden Wurms zu erblicken, — eine Knospe, welche wir mit der treuesten Liebe pflegten, und uns an der gehofften Entfaltung derselben so oft im voraus ergötzten: — wie zerrissen und verlassen mag nicht das Vater- und Mutter-Herz bei der Nachricht sich fühlen, daß der geliebte Pflegling zweier Jahrzehnde in einem einzigen Momente vernichtet ward; — vernichtet in ihrem Kinde — ihrer künftigen, oft einzigen Stütze — vernichtet für den zweideutigen Ruhm eines Klopffechters! Es ist in der That ein bejammernswerthes Vorurtheil, und um so mehr beklagenswerth, als ihm nicht selten sogar solche Jünglinge fröhnen, welchen man in jeder andern Rücksicht die herrlichsten Einsichten zugestehen muß!

Werft einen einzigen Blick in die Zukunft, Ihr, die Ihr zu schwach seyd, Euch von diesem

Blendwerke loszureißen! Denkt an die unseligen Folgen Euerer Verirrungen! Oder haltet Ihr es für ein Glück, die schönsten Jahre Eueres Lebens in sclavischer Abhängigkeit zu vertrauern? Haltet Ihr es für ein Glück, in fremden Landen als geächtete Verbrecher heimathlos umher zu irren, den Vorwürfen Eueres nagenden Gewissens, den Verfolgungen richterlicher Behörden, dem drückendsten Mangel Preis gegeben? Wähnt Ihr, Euere moralische Freiheit sey Euch deshalb geschenkt, um den wichtigen Zweck Euerer Erden-Existenz auf eine freche Art zu verrücken, und Euer Leben auf eine muthwillige Weise abzukürzen? Glaubt Ihr in der That, daß moralische Beleidigungen durch Blut zu vertilgen und zu vergüten sind? Täuscht Euch nicht! Den Stürmen des Erdenlebens seyd Ihr im glücklichern Falle freilich entrückt, aber auch den Vorwürfen Eueres innern Richters und der gerechten Ahndung des Welten-Schöpfers?

O, lernt doch endlich einsehen, daß die Pflicht der Erhaltung des Einzelnen zum Wesen des

Ganzen eine größere Ehrenpflicht sey, als den Staat durch ein in der Regel aus unerheblichen und belächelnswerthen Gründen unternommenes Duell, um einen nützlichen und kraftvollen Bürger zu bringen, Väter und Mütter zu jammernden Eltern, Euere Brüder und Schwestern zu trostlosen Geschwistern zu machen, und erinnert euch bei einer jedesmaligen Versuchung zum Kampfe, an die gewichtigen Worte unsers unsterblichen Schiller, welche er Euch in dem furchtbaren Gesange der Erinnyen warnend zurief:

„Weh' jedem Frevler, der verstohlen
„Des Mordes schwere That vollbracht;
„Wir heften uns an seine Sohlen
„Das furchtbare Geschlecht der Nacht!“

Ueber die Ehe.

Die Monogamie ist keine rein bürgerliche Erfindung, wie so mancher behaupten will, sondern sie gründet sich auf die physische Beschaffenheit

unserer Natur, und entspringt unmittelbar aus dem von der Gottheit selbst gehörig abgewogenen Verhältniß der männlichen Kraft zur weiblichen Stärke, aus dem Gebot der gegenseitigen Gerechtigkeit und aus der unerläßlichen und heiligen Pflicht der Kinder-Erziehung. Der Trieb nach Abwechselung liegt zwar in unserer Natur und vielleicht bewog dieser Trieb sogar den Schöfer, unsere Erden-Existenz nicht für immer zu fixiren — er scheint aber, was die Geschlechtsliebe betrifft, mehr in einer fehlerhaften Gewohnheit, in einer verkehrten Anwendung unserer Jugendjahre, und in einer chimärischen Einbildung als in einem wirklichen Bedürfnisse seinen Grund zu haben, indem die Abwechselung stets das Subjekt betrifft, der Genuß aber immer derselbe bleibt! Wie dem aber auch sey, so kann von der Erhaltung eines größern sinnlichen Vergnügens da gar nicht die Rede seyn, wo es auf die Erfüllung heiliger Pflichten ankommt! Diese Pflicht-Erfüllung ist dem Menschen zu seiner Zufriedenheit und zu seiner wahren Glückseligkeit wesent-

lich nothwendig, und geht mithin jenem momentanen Vergnügen einer größeren Sinnenlust unbedingt vor! Jede Gewohnheit, und wäre sie noch so tief gewurzelt, weicht außerdem dem ernsten Willen, vorausgesetzt daß der Wollende kein unter der absoluten Herrschaft thierischer Lüste stehender Schwächling ist! Auch dürfte jener Trieb nach einer steten Abwechselung diejenigen schwerlich plagen, welche bei der Wahl ihrer ehelichen Gefährten auf eine vernunftgemäße Weise zu Werke gingen, und Schillers gewichtige Warnung vor ihrer Verbindung berücksichtigten!

Entsprängen aus der Vermischung beider Geschlechter keine Kinder, und stritten stete Abwechselungen nicht überhaupt gegen die Eigenthümlichkeit, gegen die Würde und Bestimmung des andern Geschlechts, so mögten die Menschen — sobald die gegenseitige Einwilligung dazu statt fände, die Vernunft bei den Geschlechts-Umarmungen den Vorsitz führte und Maaß und Ziel dabei beobachtet würden — sich in des Himmels Namen immer neuen Abwechselungen nach Be-

dürfniß und Laune ergeben; da aber das Zeugen der Kinder oder die Fortpflanzung des Menschen-Geschlechts Hauptzweck der Geschlechts-Umarmung ist, und die gewissenhafte und bestmöglichste Erziehung und Versorgung der Sprößlinge diesem Hauptzwecke unmittelbar und unausbleiblich folgt, die Befriedigung des Geschlechtstriebes als bloßer Sinnen-Kitzel aber unter der Würde des Menschen ist, so muß die Lockung jener sinnlichen Neigung nach Abwechselung der Stimme unserer Vernunft unfehlbar weichen — dieser wahrhaften Gottes-Stimme, welche die Monogamie auch schon aus dem Grunde für nothwendig erklärt, weil im entgegengesetzten Falle durch den vermehrten Reiz nicht nur Pygmäen-Generationen das Tageslicht erblicken, und dem Urheber ihres elenden Daseyns fluchen, sondern auch für die Erziehung und Verpflegung der Sprößlinge selbst die nachtheiligsten Folgen eintreten würden! Welcher Theil würde sich mit Liebe und Hingebung den aus solchen Abwechselungen entsprungenen Kleinen widmen? Welche

Unordnungen, Ungewißheiten und Greuel überhaupt würden aus diesen unaufhörlichen Vermischungen der Geschlechter entstehen! Kindermord würde vorzüglich bei den ärmeren Klassen, zur Tages-Ordnung gehören, und der Mensch würde in kurzem zur thierischen Bestie herabsinken! Wahrlich, nur üppige Hetären oder boshafte alte Jungfern können solche Verhältnisse wünschenswerth finden! — Ehebruch ist unter keinen Verhältnissen erlaubt! Er ist ein offener Bruch angelobter Treue und eines redlichen, im Angesicht des Himmels gegebenen Wortes; eine solche Treulosigkeit führt zur gänzlichen Vernachlässigung aller häuslichen Pflichten, und hat zu ihrer Begleitung alle jene unseligen Folgen, welche aus der gewissenlosen Hintansetzung unserer heiligsten Verpflichtungen entspringen! Häufige eheliche Verbindungen sind ein ziemlich sicherer Maaßstab für die moralische Güte des Volks! Weise Regenten schützen und fördern daher die Monogamien, aber sie legen auch der Lösung unglücklicher häuslicher Verhältnisse keine Hindernisse in den Weg

und beugen dadurch den traurigen Folgen vor, welche das böse Beispiel unzertrennbar an einander gefesselter Ehegatten auf die Erziehung der Kinder haben würde!

Die Befriedigung des Geschlechts-Triebes zu seinem eigenthümlichen Zweck ist nichts weniger als Sünde; sie ist eine heilige und süße Pflicht und vielleicht für manchen eine sehr große Erden-Seligkeit — aber die Vernunft gebietet, daß auch hier Ordnung herrsche und die Gerechtigkeit verlangt, daß der Mann dem Weibe sey, was er verlangt, daß sie ihm seyn soll, — treu und gewärtig, denn nur der gerechte und gute Mensch ist ein Ebenbild Gottes!

Betrachtungen über den Selbstmord.

Totum in eo est, ut tibi imperes!
Cicero.

Der Selbstmord ist eine eigenmächtige Verkürzung der menschlichen Existenz, und die Meinun-

gen über seine Rechtmäßigkeit oder Gesetzwidrigkeit, sind zu allen Zeiten und unter allen Völkern höchst verschieden gewesen; ja die Menschen sind nicht selten in ihrer Verblendung so weit gegangen, denselben für einen Beweis von Muth und Heroismus auszugeben, als ob derjenige feige sey, welcher dem Feinde muthvoll entgegen zieht, und die Uebel des Lebens rühmlich bekämpft, und derjenige tapfer, welcher, jener ausdauernden Kraft und jenes großen Sinnes ermangelnd, dem Feinde die Ferse zeigt, und sich schmachvoll von einem Kampfplatze entfernt, dessen Gluth er nicht zu ertragen vermag? Zur Fällung eines richtigen Urtheils ist es daher unerläßlich, jene Unglücklichen selbst in Klassen abzutheilen, um zugleich die Quellen kennen zu lernen, aus welchen der unheilschwangere Strom sich ergießt, welcher auf seinem Wege die glücklichsten Verhältnisse zertrümmert, und Verderben und Nacht um sich her verbreitet!

Drei Klassen der Selbstmörder sind es, welche sich hier dem aufmerksamen Beobachter vorzugsweise darbieten: Wahnsinnige — zerrüttete, ent-

nervte Schwächlinge — und Bösewichte — alle drei Klassen mehr oder weniger freiwillige Urheber ihrer Schmach und ihres entehrenden Todes, durch muthwillige Uebertretung göttlicher Gebote oder durch sorglose Nichtbeachtung und frevelnde Hintansetzung unerläßlicher Pflichten. Wende man nicht ein, daß der Wahnsinnige unverschuldet leide; Geschichte und Erfahrung bestätigen leider nur zu oft das Gegentheil! Nicht aus und von dem Himmel, welcher die Wohlfahrt aller seiner Geschöpfe zum Zweck seiner beglückenden Fürsorge machte, stammen unsere Leiden her — wir selbst, ja wir allein sind die thörigten Schöpfer derselben! — Ungezügelte Leidenschaften, absoluter Mangel an Selbstbeherrschung und an unbedingtem, kindlichem Vertrauen in die Fügungen desjenigen, der über den Sternen verhütend, berichtigend und leitend waltet, führen bei unglücklichen und trostlosen Lebensverhältnissen sehr oft zum Wahnsinn, und doch läugnet es Niemand, daß jene Selbstbeherrschung und dieses Vertrauen durch Uebung und reines Streben zu erlangen stehen, und beide die sicher-

sten und unangreifbarsten Bollwerke gegen jenes Uebel bilden?

Und wer dürfte den entnervten, zum erhabenen Dulden, wie zum kräftigen Handeln gleich unfähigen Schwächling zu rechtfertigen sich unterfangen, welcher im leidenschaftlichen und thierischen Genusse aller Erdengüter sich übersättigte, und unbekannt mit allen höheren Freuden und mit dem erhabenen Zwecke seiner Existenz, sein irdisches Leben zuletzt aus Ekel, Ueberdruß und Feigheit eben so schmach- als schmerzvoll verkürzet?

Wer wagt es den Bösewicht zu vertheidigen, welchen die rächende, in seinem eigenen Gewissen thronende, Nemesis ereilet, und ihn als den Henker seines eigenen Ichs bei Mit- und Nachwelt brandmarkt? Nein, meine Freunde, nie wird der gute, der redliche Erdenbürger, nie wird der treue Erfüller seiner Pflichten einer solchen Schmach zum Raube; nie wird er das höchste, des tiefsten Dankes werthe Geschenk der Gottheit, das Leben, dem göttlichen Geber mit schnödem, verächtlichem Undanke vor die Füße werfen, und feigherzig den

Posten verlassen, auf welchen ihn die Vorsehung zur Erringung der eigenen, und zur Beförderung fremder Glückseligkeit so wohlwollend stellte! Zwar ist das Erden-Leben nicht der Güter größtes, und es sind Fälle gedenkbar, wo die Aufopferung desselben zur heiligsten Pflicht wird; aber das Leben selbst bleibt dessen ungeachtet der Güter höchstes, und man kann, vernünftigerweise und ohne höhere Zwecke, nicht wohl einen Theil desselben verschmähen, ohne das Ganze zu verachten und sich seiner werthlos zu zeigen! Ohne das Leben sind weder Pflicht-Erfüllungen noch Uebungen von Tugenden gedenkbar, und die Erhaltung eines Gutes, ohne dessen Existenz sämmtliche übrigen Güter ihren Werth verlieren würden, bleibt daher so lange eine unerläßliche und heilige Pflicht, als nicht die höchsten Rücksichten die Hingebung der Erden-Existenz gebieterisch fordern!

Der Selbstmord ist übrigens der unzweideutigste Beweis, daß der Mensch unaufhaltbar einer glücklicheren Existenz zustrebt; er ist aber auch zugleich das unrichtigste und verkehrteste Mittel

zur Erlangung derselben, indem die wahre (innere) Glückseligkeit nicht in der Veränderung unserer Stelle oder des Ortes, sondern in einer vernünftigen Beherrschung und Zügelung unserer Neigungen, in der harmonischen Ausbildung unserer Anlagen und Fähigkeiten, und endlich in der durch edles und tugendhaftes Wirken errungenen Zufriedenheit mit uns selbst besteht — also keineswegs draußen, sondern in und durch uns selbst gefunden werden kann, und also logischerweise nur hier gesucht werden darf!

Friedrich Wadzeck. *)

Der Ruf dieses ausgezeichneten Menschenfreundes ist durch die That zu fest und zu allgemein

*) Franz Daniel Friedrich Wadzeck wurde am 10. Aug. 1762 zu Berlin geboren. In den frühesten Jahren verlor er seinen Vater, welcher bei der Böhmischen Gemeinde das Amt eines Küsters verwaltete, und die Mutter mußte sich mit einem Häuflein von sieben Kindern, von denen Friedrich das zweite war, kümmerlich ernähren. Es glückte ihr indessen, unsern Wadzeck

begründet, als daß das Wort, — und wäre es auch das herzlichste — ihn zu erhöhen und zu steigern vermögte. Wo echte Verdienste den Grabhügel umblühen, bedarf es der prunkenden Worte

---

in den Frankischen Stiftungen zu Halle als Orphanus aufgenommen zu sehen, und hier war es, wo ihm die ersten Eindrücke zu seinem nachherigen segensreichen Wirken gegeben wurden. Nach vollendeten theologischen Studien kehrte er in seine Vaterstadt zurück, und predigte daselbst mit dem ungetheiltesten Beifall. Späterhin wurde er Professor im Königl. Cadetten-Corps und Bibliothekar, und nun beginnt die eigentliche Periode seiner eben so ausgezeichneten, als seltenen, kraftvollen Thätigkeit. Vor zwölf Jahren widmete er sich zuerst wohlthätigen Zwecken im Allgemeinen. So speisete er z. B. zu Weihnachten jeden Jahres, mit Hülfe der durch ihn gesammelten freiwilligen Beiträge, die Kinder der Bewohner und Züchtlinge des Arbeitshauses, und verband mit dieser Speisung die Bekleidung eines Theils derselben. Die Höhe der eingehenden milden Gaben bestimmte ihn indessen späterhin, eine eigene Anstalt zu gründen, in welcher gegenwärtig 408 Kinder armer Eltern von dem ersten Lebensjahre an bis zum dreizehnten Jahre Kleidung, Sättigung, Rath, Hülfe, Ermunterung und Unterricht empfangen.

Hohe Selbstständigkeit und thätige Menschenliebe waren die Grundzüge seines seltenen Charakters, dessen segenbringendem Streben nur der am 2. März d. J., Abends 8 Uhr, an einem Schlagflusse erfolgte Hintritt ein Ziel zu setzen vermogte.

nicht, aber den Todten gebührt dessen ungeachtet ein heiliges Recht — es ist das Recht der Erinnerung, und so möge es mir vergönnt sein, eine Aeußerung meines verewigten Freundes hier mitzutheilen, welche den kindlich-frommen Sinn dieses seltenen Mannes auf das herrlichste bekundet, und das fühlende Herz des Lesers über seinen Verlust unstreitig eben so wehmüthig ergreifen wird, als sie das meinige auf das innigste rührte!

Bis zu der letzten Zeit seines Erdenwirkens hielt der Verewigte häusliche Vorlesungen über Physik, deren Gehalt sein eben so gebildeter als populairer Vortrag im höchsten Grade anziehend und gemeinnützig machte. Noch schwebt das Bild des herrlichen Greises lebhaft vor meinem Geiste, wenn er mit tiefer Wärme seinen aufmerksamen Zuhörern die reichen Schätze seines gediegenen Wissens mittheilte, und sein frommes Gemüth sich vor ihnen erschloß, ja selbst die stillen Abendstunden, in welchen diese Vorträge statt fanden, waren an und für sich schon geeignet, den nach-

denkenden Ernst, welchen der Verewigte so herrlich zu wecken und zu nähren wußte, in den Gemüthern seiner Zuhörer auf das kräftigste zu beleben. Hier nun hatte ich schon oft die stille Bemerkung gemacht, daß der ehrwürdige Greis bei dem jedesmaligen Schlusse der ersten Stunde (sein Vortrag währte von 5 bis 7 Uhr) eine Weile inne hielt, während eine im Nebenzimmer befindliche Flötenuhr rührende und erhebende Melodieen von geistlichen Liedern ertönen ließ, und ich wurde durch die imposante Stille, welche eine solche Pause herbeiführte, jedesmal von einem Gefühle ergriffen, das demjenigen vollkommen gleicht, welches eine tiefe Wehmuth in dem Gemüthe hervorzurufen pflegt. Ich theile meinen Lesern gegenwärtig die denkwürdige Aeußerung des Verewigten über diese Pause so treu mit, als sie meinem Gedächtnisse verschwebt.

„Sie werden vielleicht schon oft die stille Be„merkung gemacht haben," sagte der ehrwürdige Greis, während die Flötentöne der Uhr aus dem Nebenzimmer zu uns herüberschwebten, „daß ich bei

„bei dem jedesmaligen Schlusse der ersten Hälfte „meines zweistündigen Vortrages eine Pause mache „oder eine Weile inne halte. Ich fühle mich ver„bunden, Ihnen den Grund dieses momentanen „Stillschweigens offen anzugeben. Die Wissen„schaft, welche ich hier lehre, kann nur dann frucht„tragend und segenbringend wirken, wenn sie mit ste„ter Rücksicht auf den Schöpfer vorgetragen wird."

„Nichts scheint mir geeigneter, diesen Hin„blick auf den Allgütigen in einem höheren Grade „zu erwecken und unsere Gefühle inniger zu Ihm „hinzuleiten, als die einfache Melodie eines rüh„renden, geistlichen Liedes. Ich wenigstens fühle „mich nach jedesmaliger Anhörung desselben aufs „neue belebt und gestärkt. Wenn dies vielleicht „als Schwäche erscheinen mögte, so werden Sie „diese Schwäche dem alten Lehrer schon zu Gute „halten; ich glaubte, Ihnen diese Eröffnung in„dessen schuldig zu sein!"

Hier schwieg der Greis einige Minuten. Eben verhallten die letzten Töne des Liedes:

„Wie sie so sanft ruh'n!"

und ich ahnte in jener heiligen Stunde nicht, daß auch der treue und menschenfreundliche Lehrer schon so bald von seinem beglückenden Wirken ruhen sollte!

Der Traum.

Wir können nur rathen und meinen!
Schiller.

Der Zustand der Seele im Traume verdient vor allen psychologischen Erscheinungen auf das schärfste ins Auge gefaßt zu werden, wenn man über das Wesen und über die Bestimmung des menschlichen Geistes etwas ergrübeln will. Ehe ich zu diesem Zwecke einige Ideen ans Licht treten lasse, halte ich es für zweckmäßig, meine Meinungen über gewisse Punkte mit dem Wunsche voranzusenden, daß eine scharfsinnigere und begünstigtere Feder, als die meinige, in der Zukunft das Gebäude fortführen und vollenden möge, dessen Gründung ich gegenwärtig mit redlichem Eifer versuche.

Der Mensch ist bei seinem Entstehen, oder unmittelbar nach seinem Eintritt in die Welt, ein schwaches Fünklein, nicht allein in physischer oder extensiver, sondern auch in geistiger oder intensiver Hinsicht. Früher entwickeln sich die körperlichen, später die geistigen Anlagen unserer Himmels-Natur. Jene nährt der Stoff, der stets wechselnde, der unaufhörlich sich auflösende und reproduzirende; — diese nährt der Geist durch unmittelbare Lehre oder durch das lebendige Wort, und seine Bemühungen unterstützen die Sinne, indem sie überall seinen rein-geistigen Mittheilungen die nöthige Form und Gestalt in vollständigen, bestimmten und aus der Natur entlehnten Anschauungen zu geben, sich bemühen. Im Anfange unserer Existenz sind zwar der Trieb der Selbsterhaltung und die Empfänglichkeit für angenehme und unangenehme sinnliche Eindrücke, schlechterdings aber keine Spur vorhanden, welche uns von der nachmaligen Größe des menschlichen Geistes auch nur die leiseste Ahnung zuflüsterte: — der unsterbliche Keim schlummert! Der Körper nimmt indeß durch die ihm

zugeführten Nahrungsstoffe unaufhaltbar zu und vergrößert sich von innen nach außen, aber stets nach der von der Natur festgestellten und durch bestimmte Grenzen bezeichneten Norm. Das vierte Jahr erscheint, und nun beginnt es im menschlichen Geiste zu tagen! Der Knabe und das Mädchen gelangen zu einem deutlichen Bewußtsein ihrer selbst oder zum Gefühle der Ichheit; wenigstens ist dies im Allgemeinen der Fall, und nur bis zu dieser Epoche erstreckt sich in der Regel unsere Rückerinnerung; denn was früher mit uns vorging oder vorgenommen wurde, davon wissen wir im reiferen Alter auch nicht das Geringste. Der Mensch vegetirt also bis zum vierten Jahre gleich einer Pflanze; er ißt und trinkt instinktmäßig, und ahnet in jener Zeit keineswegs, daß ihm in der Folge die Herrschaft über die Thiere des Erdbodens zufallen werde.

Dank Dir, große, allwaltende Natur, daß Du es gerade so und nicht anders einrichtetest! Vielleicht hätten der Schmerz oder der Krankheitsstoff, welche im Anfange unserer Existenz nicht sel-

ten in unserer kleinen Hülle wüthen und sich einen Ausweg zu bahnen streben, das zarte Flämmchen unseres Lebens verlöscht, wenn zu dem wirklichen Schmerze das ganze Gefühl seines Bewußtseins und die Kraft der Einbildung hinzugekommen wären! —

Also vom vierten Jahre datirt sich das Bewußtsein unserer Persönlichkeit, und nun übernehmen reifere Menschen unsere eigentliche Erziehung und Bildung. Von Begriffen a priori ist keine Spur vorhanden. Durch die Sinne werden der menschlichen Seele allmählig Anschauungen zugeführt, der Verstand bildet daraus seine Begriffe, so gut er es in jener Periode vermag, und das Gedächtniß bewahrt das Erworbene.

Der Mensch wächst. Seine Erkenntnisse vermehren und erweitern sich. Der Geist seiner Lehrer und seiner Umgebungen theilt sich dem seinigen mit. Er lernt nun die verschiedenen Systeme und Lehren seiner Vorgänger kennen, und fängt selbst an, zu prüfen und zu abstrahiren. Bis zu diesem Zeitpunkt sind also seine Erkenntnisse aus

reiner Erfahrung geschöpft; sie sind von Andern entlehnt, und wenn Kant behauptet, daß die Begriffe von Raum und Zeit und die mathematischen Wahrheiten Begriffe a priori sind, so läßt sich dagegen zwar nichts einwenden; zu bezweifeln bleibt es aber sehr, ob die menschliche Seele diese Begriffe aus eigener Schöpferkraft zu erzeugen im Stande ist. Ich wenigstens gestehe offen, daß ich durch mich selbst schlechterdings keine Begriffe a priori erhalten habe, und daß ich ohne fremde Mittheilung dieser Begriffe a priori aus eigener Kraft nie darauf gekommen sein würde; ich wüßte also, ohne den Unterricht meiner Lehrer, bis zu diesem Momente auch nicht das Mindeste von der Existenz eines Triangels oder von Sinus und Tangenten — nichts von einem pythagoräischen Lehrsatze, geschweige von den Applikationen, welche sich aus demselben herleiten lassen, und selbst die Begriffe von Raum und Zeit sehe ich mich genöthigt aus der Erfahrung zu entnehmen; denn um eine Sache begreifen zu sollen oder zu können, muß man dieselbe vor allen Dingen

kennen gelernt oder erfahren haben. Es ist mithin anzunehmen, daß jeder Mensch, bis zu einer gewissen Periode seines Lebens, deren früherer oder späterer Eintritt von seinem Fleiße und von seinen ursprünglichen Geistes-Anlagen abhängt, lediglich durch seine Menschen-Brüder (Mit- und Vorwelt) gebildet werde, oder, was einerlei ist, daß dem menschlichen Geiste ursprünglich keine Begriffe a priori beiwohnen, und daß es von jeher nur wenige vorzüglich begünstigte und im Fleiß ausdauernde Menschen-Naturen in jeder Generation gegeben habe, welche nach Verlauf jener Periode oder nach der ersten Hälfte ihrer, lediglich durch reifere Menschen bewirkten, Bildung, also im Zustande ihrer höchsten menschlichen Reife, durch unmittelbare Wechsel-Wirkung mit höheren geistigen Naturen in den Stand gesetzt wurden, dem menschlichen Geschlechte neue Begriffe a priori zuzuführen.

Schiller sagt sehr wahr:

„Nur an des Lebens Gipfel, der Blume (also im Zustande der höchsten irdischen Reife), ent-

zündet sich Neues, in der empfindenden, wie in der organischen Welt," —
und diese Entzündung geschieht keinesweges durch des Menschen eigene Schöpferkraft, sondern entweder durch höhere Mittheilung oder durch Erweiterung des vorhandenen Wissens, mithin im letztern Falle durch Schlüsse, denen Erfahrungs-Begriffe ursprünglich zum Grunde liegen, und von welchen jene Schlüsse bloß neue oder individuelle Folgerungen und Applikationen sind. Solche, durch Folgerungen aus vorhandenen Sätzen erzeugte Begriffe kann der menschliche Geist nur aus eigener Kraft erwerben, das Schaffen reiner Ur-Begriffe ist ihm indessen nicht möglich, sondern ein Vorrecht der Gottheit selbst und nur der Schöpfer besitzt die Macht, unsere Anstrengungen nach reiferer Erkenntniß des Wahren und Guten, des Großen und des Schönen, nach Maaßgabe des bewiesenen Eifers und nach unserer subjektiven Würdigkeit zu belohnen. Neue Begriffe sind lediglich Geschenke der Gottheit —

Ehrenlohn des Fleißes und der Tugend! Auch die weisesten Menschen haben dies von jeher erkannt, und wenn man die scharfsinnigsten Denker fragte: woher sie diese oder jene außerordentliche Erkenntniß geschöpft hätten? so erwiederten sie: es dünke sie, als ob der Genius selbst sie ihnen zuflüstere.

Es ist also die Gottheit selbst, welche sich das eigentliche Fortschreiten des Menschengeschlechts vorbehalten hat und dasselbe von Stufe zu Stufe leitet, und je redlicher der Mensch forscht, je ernstlicher er nach Wahrheit strebt — dabei aber lediglich die Erfahrung zu Rathe zieht und auf diese sein Gebäude gründet — desto früher wird sie ihm erscheinen, desto früher wird er den Gipfel erklimmen, dessen Erreichung sich alle gute Menschen zum Ziel ihres Strebens und zum Zweck ihrer Existenz gesetzt oder gemacht haben.

Jetzt zum Traum!

Der Mensch träumt, heißt nichts weiter, als: er lebt; er ist sich seiner Existenz vollkommen bewußt; er kommt mit andern Menschen in Be-

rührung; er unterhält sich mit ihnen — kurz, er verrichtet alle die Operationen, welche den Zustand des Wachens bezeichnen, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß im Traume jede Affizirung unmittelbar und ohne Dazwischenkunft oder Mitwirkung der körperlichen Organe erfolgt, und daß der Wille des Menschen in der Regel feiert.

Der Mensch sieht im Traume. Er sieht Personen, welche er im Zustande des Wachens nie erblickte, und mit denen er früher in gar keine Berührung kam. Hier findet also eine ganz neue und eine wirkliche reelle Anschauung statt.

Wie ist diese Anschauung nun ohne das Organ der Sehkraft (das Auge) möglich? Wie anders, als unmittelbar durch die Seele selbst; denn das Auge ist die bloße Glasthür oder die Oeffnung, durch welche unserer Seele, so lange der Körper sie umschließt, Anschauungen zugeführt werden, und der wundervolle Bau dieses Organs ist theils für unsere schnellere und überzeugendere Erkenntniß, theils für den schönen und höheren Genuß irdischer Verhältnisse berechnet. Dem

Blindgebornen können also im Traume, oder in demjenigen Zustande, wo die Seele schmerzlos und in einer größeren Unabhängigkeit vom Körper lebt, mithin in ihrer reingeistigen Existenz Begriffe durch unmittelbare Anschauung zugeführt werden, und es wäre nicht uninteressant, sich mit solchen Unglücklichen über die Gegenstände ihrer nächtlichen Anschauungen zu verständigen, und nähere Erkundigungen über die Natur ihrer individuellen Begriffe einzuziehen.

Also ich sehe im Traume, und zwar ohne Hülfe meiner Augen; ich sehe wirklich! Es sind neue, in der That neue, oft herrliche Scenen, welche sich meinem Blicke darbieten; es ist keine bloße Täuschung meiner Phantasie, welche mich aus dem reichen Erfahrungs-Schatze meines Lebens, welchen mein Gedächtniß mir treu bewahrt, mit bloßen Reminiscenzen unterhält, *) und mei-

*) Man unterscheide ja Reminiscenzen und wirkliche Anschauungen! Reminiscenzen sind bloße Vorstellungen von gehabten Anschauungen, Träume aber die wirklichen oder reellen Anschauungen selbst.

nen Geist mit Vorstellungen oder mit gaukelnden Phantasie-Bildern beschäftigt, um ihm während der Ruhe seines irdischen Gefährten die Langeweile zu vertreiben, sondern ich sehe wirklich, ich schaue unmittelbar an, und der Traum muß einen höheren Zweck, als müßige Geistes-Beschäftigung, haben.

Ich weiß ferner aus Erfahrung, daß die Kraft-Aeußerungen meiner Phantasie im wachenden Zustande meinem Willen unterworfen sind, daß aber die üppigste Phantasie es nie bis zur unmittelbaren neuen Anschauung bringt, sondern ihre Gebilde aus der Erfahrung entlehnt. Ich nehme mir z. B. vor, ein Gedicht anzufertigen, oder einen Dithyrambus zu komponiren, so will ich hier ausdrücklich; ich wähle und verwerfe nach freier Willkühr und nach meinem besten Dafürhalten, und dieses Hin- und Herschwanken hört nicht früher auf, bis ich mich endlich mit vollkommener Selbstständigkeit bestimme, und mit einem: „So muß es sein!" meinen Willen geltend mache! Nicht so in der Regel im Traume! Hier

muß ich fast immer absolut so handeln, wie die äußeren Erscheinungen, welche auf mich wirken, es herbeiführen oder verlangen! Ich muß zuweilen Scenen sehen, welche mein ganzes moralisches Gefühl und meine Eigenliebe auf das Heftigste empören, und mich also rein unangenehm affiziren; ja, ich sehe im Traume Scenen, deren Möglichkeit in der wirklichen Welt oder im wachenden Zustande nicht statt findet, und nun werfe ich die wichtigen Fragen auf:

„Ist es denkbar und wahrscheinlich, daß ein vernünftiges, wenn auch mit der glühendsten Phantasie begabtes und mit der unbesiegtesten Schöpferkraft ausgerüstetes Wesen sein eigenes Gefühl durch absichtliche, muthwillige und zwecklose Vorhaltung kränkender Bilder empören, oder seinen Verstand durch Darstellung von Ungereimtheiten beleidigen sollte? Ist es überhaupt möglich, daß ein vernünftiges Wesen sich gegen seinen Willen auf die unangenehmste Weise affizirt?“

Hoffentlich wird jeder Denker mir hier ein Nein zurufen! Da dies also schlechterdings nicht denkbar ist, so walten im Traume offenbar fremde und höhere geistige Kräfte ob, welche uns beschäftigen, von denen wir affizirt werden, und gegen welche wir uns gegen unsern Willen passiv zu verhalten gezwungen sind, und sonach wäre die Existenz höherer geistiger Naturen, mit denen wir in Berührung kommen, und welche uns neue Begriffe und Anschauungen zuführen, oder uns zur Erkenntniß von Wahrheiten leiten, auch durch den Traum erwiesen; denn, wo der Mensch sich nicht selbstständig zu bestimmen vermag; wo sein Wille feiert; wo die Kraft-Aeußerungen desselben gelähmt werden, da waltet fremder Einfluß, da existirt Zwang, rühre dieser Einfluß und dieser Zwang auch her, von wem und woher er wolle! — Daß aber diese fremden Naturen, wenigstens ihrem Grundwesen nach, mit dem Wesen unserer Seele übereinstimmen, oder mit demselben von einem Grundgehalte sein müssen, leuchtet schon aus dem bloßen Umstande hervor, daß diese gei-

stigen Wesen uns affiziren können; auch beweist unser passives Verhalten gegen dieselben, daß sie stärker als wir sein müssen.

Ich kehre jetzt zu dem Anschauen selbst zurück, und werfe die Frage auf: „Wie schauet die Seele unmittelbar an?“ Dem Anscheine nach umschließt der Körper die Seele während des Traumes eben so gut, als im Zustande des Wachens, ja noch mehr als im letzteren Zustande; denn die Augenlieder bedecken die einzige Oeffnung, durch welche fremde oder äußere Erscheinungen die Seele affiziren können. Hier bleibt mir keine Annahme weiter übrig (und deshalb ist sie die richtige), als daß es der Seele im Traume (d. h. während der Körper ruht und lediglich durch die animalischen, ohnehin von unserer Willkühr völlig unabhängigen Bewegungen sein Pflanzenleben fortsetzt) möglich sein muß, den irdischen Gefährten auf Momente zu verlassen; denn so lange sie im Körper weilt, ist für sie keine neue und unmittelbare Anschauung möglich. Das We-

sen der Seele ist, wie ich weiter unten zu beweisen suchen werde, höchst wahrscheinlich Licht; aber selbst der Sonnenstrahl — dieser Urquell des Lichts (wenigstens bleibt er es für unser Planeten-System) — kann nicht durch das verschlossene Augenlied zu uns kommen; wie sollte es der Seele möglich sein, hinter dieser Bedeckung neue Anschauungen zu erhalten? Die Fensterladen ihrer Wohnung sind ja verschlossen! So lange die Seele also im Körper weilt, giebt es für sie keine neue und unmittelbare Anschauung; nehmen wir aber an, daß das unsichtbare Band, welches den Geist an den Körper knüpft, während der Ruhe des letzteren nachgeben oder lockerer werden kann, ohne jedoch ganz gelöset zu werden, denn dann müßte nach meinem Dafürhalten der Tod erfolgen; nehmen wir ein Heraustreten des geistigen Princips aus dem Körper an, so ist das Räthsel gelöset. Und kann es wohl anders sein? Nach meiner individuellen Ueberzeugung ist es positiv so! Wenigstens will ich diese meine Meynung, für welche so bedeu-

tende

tende und vernünftige Argumente das Wort führen, so lange behalten, bis ich vom Gegentheil überzeugt werde. Ist aber ein Heraustreten des geistigen Princips möglich, so folgt daraus auch die Möglichkeit der Seelen-Existenz, unabhängig vom Körper, und wir finden darin ein sehr bedeutendes Argument für die selbstständige Fortdauer unseres Geistes. Ja, ich fühle es, der Traum ist die größte Beruhigung, welche die Gottheit dem Menschen für seine künftige persönliche Fortdauer zu geben vermogte; er hat den großen Zweck, sie an ihren dereinstigen Zustand zu gewöhnen, und es wäre ohne ihn auch nicht wohl zu begreifen, weshalb und aus welchem Grunde unsere Seele einzig und allein urplötzlich oder sprungweise in einen neuen Zustand hinübergeschleudert werden sollte, da alles Uebrige in der bekannten Natur sich nur allmählich entwickelt und nur allmählich in einen neuen Zustand hinübergeführt wird. Auch liefert der Traum den unzweideutigsten Beweis, daß die Seele im eigentlichen Sinne nie feiert,

sondern auch während der Erholung des Körpers ihrer erhabenen Bestimmung zueilt.

Daß ich im Traume übrigens wirklich anschaue, beweist auch der Umstand, daß die Anschauungen verschiedener Personen und Gegenstände mir zugleich gegeben werden, und daß mein geistiges Licht sie zugleich erblickt, während die üppigste Phantasie ihre Anschauungen und Gebilde doch nur lediglich in der Zeit, und also aufeinander folgend — nie gleichzeitig — zu schaffen, ja, diese ihre Gebilde nur mit der größten und thätigsten Anstrengung zu entwerfen vermag, während die Seele im Traum sich dabei ganz passiv verhält, und sie sofort in bestimmten Umrissen empfängt.

Auch die Verworrenheit mancher Träume wage ich zu erklären! Wenn unserer Seele neue Anschauungen zugeführt worden sind, so wird es ihre erste und natürlichste Beschäftigung sein, über diese Anschauung nachzudenken, und das Gesehene gewissermaßen zu rekapituliren, und

so muß sie oft in die Lage kommen, die erworbenen neuen Schätze durch Ideen-Association mit älteren ähnlichen Reminiscenzen zu vermischen; ja, die geschäftige Phantasie wird nicht ermangeln, die sonderbarsten Geburten durch eine solche Amalgamation an den Tag zu fördern — Geburten, welche desto verworrener ausfallen werden, je ungeübter und ungebildeter die Beurtheilungskraft des Träumenden ist, und je weniger Mühe sich die Menschen bis auf den heutigen Tag gegeben haben, das Wesen der Träume zu entziffern, und über die hohen Zwecke derselben gebührend nachzudenken! Daß sich die Seele beim Erwachen übrigens nur noch des stärksten Eindruckes in der Regel bewußt ist, erklärt sich von selbst, da der stärkste Eindruck, bekannten Erfahrungen zufolge, die schwächeren Eindrücke dominirt und auslöscht! Auch schließe man ja nicht zu vorschnell, daß man gar nicht geträumt haben müsse, wenn man sich seines Traumes beim Erwachen nicht mehr entsinnt! Die Eindrücke können so schwach gewesen seyn, daß sie die Seele

nur auf eine unmerkliche Weise und ohne eine Spur zu hinterlassen, affizirt haben; oder die Seele hat sich nicht dafür interessirt; oder sie ist durch die Geistes-Anstrengungen des vorhergehenden Tages so erschöpft gewesen, daß sie aus Trägheit nicht thätig gewesen ist — ein Umstand, welcher bei den meisten Menschen leider auch im wachenden Zustande nicht zu den selteneren gehört. Und wer entsinnt sich wohl uninteressanter Gedanken oder vergegenwärtigt sich gleichgültige Scenen? Ja, lebt die Seele, existirt sie nicht oft, ohne gerade zu denken?

Ueber die Zwecke der Träume bemerke ich Folgendes:

Der Traum kann zum Prüfstein unserer Brauchbarkeit und Würdigkeit für irdische Verhältnisse dienen. Im Traume spricht sich der Geist reiner aus, und der im Leben so gewöhnliche Entschuldigungs-Grund unserer Schwächen, daß der Geist willig, das Fleisch hingegen schwach sei, (richtiger wäre es wohl zu sagen: „der Geist ist willig, aber das Fleisch ist stark," da das

Letztere eigentlich hier den Herrn spielt, und den Geist tyrannisirt) findet hier deshalb nicht statt, weil auf den menschlichen Geist abseiten des ruhenden Fleisches im Traume oder im Zustande der rein geistigen, durch unmittelbare Anschauung bewirkten Affizirung, keine lockenden und verführenden Einwirkungen statt finden können.

Der Traum kann ferner das im nächtlichen Leben ausgleichen und vergüten, was uns im Zustande des Wachens ohne unser Verschulden Widriges begegnete; ja, er kann als Straf-, Ermunterungs-, Warnungs- und Erfrischungs-Mittel von der Vorsehung gebraucht werden.

Sonderbar ist es übrigens, daß zuweilen im Traum ein gänzliches Vergessen unserer irdischen Verhältnisse statt findet. Ich bin nicht abgeneigt, daraus wenigstens die Möglichkeit eines solchen Vergessens nach dem Tode zu folgern. So entsinne ich mich, einer nahen Verwandten im Traume mein Befremden über ihren ledigen Stand bezeugt zu haben, da ich doch im wachenden Zustande sehr

wohl wußte, daß sie seit langer Zeit in einer vergnügten Ehe lebte.

Wir leben ferner im Traume mit Menschen, welche Zeit und Ort von uns scheidet; auch der Entfernte, der Abgeschiedene lebt uns, und es fällt uns gar nicht ein, unser Befremden darüber zu bezeigen, oder die Todten als Todte zu betrachten; für uns waren sie nie gestorben! Sollte dies eine leere Selbsttäuschung sein?

Zum Schlusse noch folgende Bemerkungen:

Von Rousseau (Jean Jacques) ist es bekannt, daß er in den letzten Momenten seiner irdischen Existenz sich die Fenster öffnen ließ, um sein brechendes Auge an den Strahlen der Sonne zu weiden; dabei äußerte er mit freudiger Zuversicht, daß er nun bald in ihrem Lichte wandeln werde. Friedrich der Einzige verließ unsere Erde unter gleichen Aeußerungen. Ein sehr naher Verwandter meines Hauses, und zugleich ein würdiger Gelehrter, welcher mit ungeschwächter Geisteskraft und mit dem lebendigsten Selbstbe-

wußtsein in einem hohen Alter in das Land des Friedens hinüber eilte, äußerte in den letzten Stunden seines Lebens dieselbe zuversichtliche Hoffnung, als die Strahlen der jugendlichen Morgen-Sonne sein Sterbe-Zimmer erleuchteten.

Rousseau, Friedrich der Einzige und der Letzerwähnte waren gereifte Greise; alle anerkannt redliche Männer; alle eilten nicht im Paroxismus, sondern mit der vollkommensten Geistesruhe und mit dem lebendigsten Selbstbewußtsein zu den Wohnungen des Friedens; alle äußerten mit freudiger Zuversicht, nun bald im reineren Sonnenlichte zu wandeln: — wer fühlt hier nicht, daß das Wesen unserer Seele Licht sein müsse; denn nur Gleiches gesellt sich zu Gleichem, und nur das Licht sehnt sich nach dem Lichte!

Es wäre sehr zu wünschen, daß die Lebenden den letzten Stunden solcher Sterbenden eine größere Aufmerksamkeit schenkten. Die in-

nere Stimme ist nur in solchen hehren Augenblicken mit Zuversicht und Deutlichkeit vernehmbar, und wir wissen ja Alle, daß sie die hoffende Seele in den Momenten der Weihe nie täuscht!

Berlin, gedruckt bei Hayn.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Du Pré, Carl

Poesie und Prosa

Berlin 1823

P.o.germ. 2013 g
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10128818-3